

# Kann man in einem Altenheim wohnen?

Charlotte Uzarewicz

2009

## Inhalt

0.	Zusammenfassung	1
1.	Einleitende Überlegungen	2
2.	Raum, Bewegung und Richtung	4
3.	Das Wohnen	6
3.1	Die Umfriedung: Trennung und Übergang	6
3.2	Übergangszonen: Treppen, Flure, Türen	8
3.3	Variationen der Umfriedung: Der Augenschluss, der Sessel, das Bett und die Bettlägerigkeit	11
3.4	Gestalten des Wohnens im architektonischen Raum	13
3.5	Zusammenfassung	16
4.	Altenheime: Kurzer geschichtlicher Überblick	16
5.	Architektur, Scham und Beschämung	18
5.1	Über den Zusammenhang von Bewegung, Richtung und Scham	19
5.2	Auswege oder Fluchtwege? Der Scham-Wohn-Konflikt	22
6.	Gestaltung des Wohnens in Institutionen: neophänomenologische Überlegungen	24
6.1	Der Flur	25
6.2	Das Bewohnerzimmer	25
6.3	Die Tür	26
6.4	Utopie im Hier und Jetzt: Ein Modellprojekt	27
7.	Schlussgedanken	27
	Literatur	28

## Kontakt:

Prof. Dr. Charlotte Uzarewicz  
Katholische Stiftungsfachhochschule München  
Preysingstr. 83  
81667 München  
Mail: [charlotte.uzarewicz@ksfh.de](mailto:charlotte.uzarewicz@ksfh.de)

Beim „Wohnen im ernstesten Sinne geht es um ein Einsammeln von Ergreifendem (...), das sich als ortlos ergossene Atmosphäre nicht antreffen lässt wie etwas, zu dem man hingehen kann, etwa um dort anzuklopfen (...); darin, dass so etwas nicht möglich ist, besteht die Abgründigkeit dessen, was das Wohnen gewissermaßen einzufangen trachtet.“ (Schmitz 1995: 223).

## 0. Zusammenfassung

Das Altenheim soll ein Wohnort für einen bestimmten *Lebens*-Abschnitt sein, nicht für den *Lebens-Abschnitt* – unabhängig von seiner zeitlichen Dauer. Um die grundsätzliche Frage zu beantworten, was „Wohnen“ überhaupt ist, wird der leibliche Raum mit seinen Dimensionen von Gefühlsraum und Weiteraum vom Ortsraum als geometrischem Raum unterschieden. Diese Raumdimensionen stehen beim Wohnen in einem bestimmten Verhältnis, was im Konzept des architektonischen Raumes zum Tragen kommt. Beim Wohnen im Heim sind die Besonderheiten der Institution – als öffentlicher und privater Ort, als Arbeitsplatz (für die einen) und als Wohnort (für die anderen) – ebenso zu berücksichtigen, wie Spezifika der Klientel, z.B. bei Bettlägerigkeit. Wohnen kann gelernt werden. Die Umfriedung ist für das Wohnen-können von entscheidender Bedeutung, weil sie die zwei Sphären des unheimlichen, abgründigen Draußen von der heimeligen, gewohnten und vertrauten Intimität trennt. Umfriedungen sind variabel und gestaltbar. Des Weiteren gehört zum gelingenden Wohnen-können das „richtige“ Verhältnis von unumkehrbaren und umkehrbaren leiblichen und ortsräumlichen Richtungen. Sind diese und somit das Verhältnis von Ortsraum und Leibraum ver-rückt, wird Scham sowie schamhaftes und schamloses Verhalten begünstigt. Die Herausforderung für gelingendes Wohnen im Heim besteht darin, Atmosphären zu gestalten, die Angebote an die leibliche Ökonomie darstellen und somit einen Möglichkeitsraum für subjektive Entfaltung bieten. Hierzu bieten die Konzepte der gestischen Urphänomene von Meisenheimer ebenso hilfreiche Anregungen, wie das Alphabet der Leiblichkeit von Schmitz.

## 1. Einleitende Überlegungen

Was ist ein Heim? Kann man darin wohnen? Heim<sup>1</sup> ist ein gebräuchliches Wort und je nach Kontext fällt die Antwort auf die Frage aus. So wird in Bezug auf das Eigenheim wohl kaum jemand die Frage nach dem Wohnen negativ beantworten. Der Sinn des Eigen-Heims ist ja gerade, dass es das Eigene in vertrauter Umgebung zu bergen vermag – abgeschirmt von einem Draußen –, was Wohnen überhaupt erst möglich macht. Im Studenten-Wohn-Heim z.B. findet man eine zeitliche Komponente, die mit einem spezifischen Status verbunden ist: Student ist man in jungen Jahren für einen begrenzten Zeitraum. Es ist eine Phase, in der noch nichts gefestigt ist: weder der Beruf, noch der eigene soziale Status, noch das eigene Weltbild. Alles ist in Aus-Bildung begriffen. Der Terminus Studentenwohnheim ist geradezu ein Inbegriff des Übergangs, was sich in Aussehen und Gestalt dieser Heime widerspiegelt: Zimmer, die man auf Zeit besetzen kann, in denen man sich so gut wie möglich einrichtet und die man bei jeder Gelegenheit verlässt, eben weil man im Übergang nicht wirklich heimisch werden kann. So ist auch die Rede von Studenten zu verstehen, die über das Wochenende oder in den Semesterferien „nach Hause“ fahren. Gemeint ist hier in der Regel die elterliche Wohnung, von der man immer noch Teil ist. Später, wenn man den Studentenstatus gegen einen anderen ausgetauscht hat, ändert sich auch das Wohnen wollen. Man sucht sich eine „richtige“ Wohnung.

Im vorliegenden Artikel interessiert mich eine andere Art von Heim: das Alten-Heim. Auch in diesem Begriff findet sich ein temporärer Aspekt, der an einen sozialen Status gebunden ist. Kann man bei Studentenwohnheim noch davon ausgehen, dass sich hier überwiegend junge Menschen finden lassen (trotz der zunehmenden Zahl von Seniorenstudenten gibt es so etwas wie ein Seniorenstudentenwohnheim nicht – das klingt unpassend, weil Status und Zeitaspekt nicht mehr harmonieren<sup>2</sup>), so hat beim Alten-Heim diese Koppelung von Zeitlichkeit und Status einen finalen Beiklang. Abgemildert wird dieser z.B. im Terminus Alten-Wohn-Heim, wo das Wohnen als besondere Qualität hervorgehoben wird. Verstärkt wird dieser finale Aspekt jedoch im Begriff Pflege-Heim. Gerade auch die Entwicklung und Erprobung von so genannten neuen Wohnformen für alte Menschen seit den 1980er Jahren, die die „Wohnpflege“ statt das „Pflegethemen“ betonen (Kämmer 2000: 13), verdeutlichen auf eigentümliche Weise, dass es hierbei um einen spezifischen Lebensabschnitt geht, nämlich um den Lebens-*Abschnitt*. Im Folgenden kann die Differenzierung der Wohnformen<sup>3</sup> im Alter bzw. für das Alter außer acht gelassen werden, denn es wird die grundsätzliche Frage untersucht, ob und wie man in Alten-*Heimen*, die ja auch den Charakter von öffentlichen Institutionen haben, wohnen kann. Die durchschnittliche Verweildauer der Bewohnerinnen und Bewohner ist mit derzeit knapp über zwei Jahren (Seeberger 2005) statistisch gesehen recht kurz. Die individuelle Spanne reicht jedoch von wenigen Monaten bis zu Jahrzehnten<sup>4</sup>. Al-

---

<sup>1</sup> Heim ist ein altes Wort mit unterschiedlichem Beigeschmack. Der Abstammung nach gehört es zum Bedeutungsfeld „sich aufhalten, wohnen, bewohnen“, „Aufenthalt, „Rast“ und steht in der Nähe der Begriffe „Dorf, Nachbar, Familie“. Als Substantiv bezeichnet es „das Haus, in das man gehört“ – Wohnstätte, elterliches Haus, Heimat. Als Adverbium steht „heim“ „in Verbindung mit Verben einerseits des Bleibens, Seins, der Ruhe, andererseits der Bewegung“ (Grimmsches Wörterbuch Bd. 10 Spalten 855-867). Im heutigen Sprachgebrauch findet man solche Worte ganz selbstverständlich: daheim bleiben, daheim sein, heimisch werden, heim wollen, heim lassen, heim leuchten, heim finden, heim suchen, heim fahren, heim gehen, heim führen etc. Ebenso kennen wir Adjektive wie heimlich, anheimelnd-gemütlich, aber auch unheimlich. Dieses Wort ist in seinen Bedeutungsfeldern sehr schillernd und verweist auf vielfältige Zusammenhänge, seien sie nun sozialer, leiblicher oder atmosphärischer Art. Vom Ursprung her steht es untrennbar mit Wohnen und Heimat in Verbindung.

<sup>2</sup> Alte Menschen wohnen nicht mehr in Provisorien.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Uzarewicz 2006: 49 ff

<sup>4</sup> „Betrachtet man die Verweildauer der Bewohnerinnen und Bewohner in ihrer Struktur etwas genauer, so ergibt sich ein differenziertes Bild. Immerhin 22% der Bewohnerinnen und Bewohner haben

tenheime unterscheiden sich schon rein äußerlich von herkömmlichen Wohnungen bzw. Eigenheimen durch die Differenzierung in öffentliche und private Bereiche, durch die exakte Zimmerzuordnung, durch meist lange Flure, so genannte „Gemeinschaftsräume“, Eingangshallen, Funktionsräume, Räume für Personal etc. Darüber hinaus gibt es unterschiedliche Interessengruppen, die sich in einem Heim finden lassen: Solche, die dort wohnen (sollen) und solche, die dort arbeiten (sollen). Diese merkwürdige Zwitterform<sup>5</sup> zwischen öffentlichem und privatem Raum zeigt sich sowohl in der Architektur, also auch in den dort vorherrschenden Atmosphären.

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal zum Eigenheim stellt das gesetzliche Regelwerk<sup>6</sup> dar, welches die Bauweisen bis in die kleinsten Details vorschreibt. Das Heimgesetz definiert, was Heime im Sinne dieses Gesetzes sind, nämlich: „Einrichtungen, die dem Zweck dienen, ältere Menschen oder pflegebedürftige oder behinderte Volljährige aufzunehmen, ihnen Wohnraum zu überlassen sowie Betreuung und Verpflegung zur Verfügung zu stellen oder vorzuhalten, und die in ihrem Bestand von Wechsel und Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner unabhängig sind und entgeltlich betrieben werden.“ (Heimgesetz § 1 Absatz 1)<sup>7</sup>. Es kann aber nicht irgendein Wohnraum zur Verfügung gestellt werden. Die „Verordnung über bauliche Mindestanforderungen für Altenheime, Altenwohnheime und Pflegeheime für Volljährige“ stellt ein weiteres Regelwerk von diversen Bestimmungen zur Verfügung. Hier ist die Rede vom „Wohnplatz“. Als metrischer Raum bezeichnet er die festgelegten Quadratmeter pro Person. In § 14 Abs. 1 wird der „Wohnplatz“ in einem *Altenheim* pro Person auf 12 qm festgelegt, für zwei Personen auf 18 qm. In diesem Wohnplatz ist ein „Waschtisch mit Kalt- und Warmwasseranschluss“ eingerechnet (vgl. § 14, Abs. 3). Für *Altenwohnheime* bleibt die qm-Zahl pro Person gleich, jedoch kommt hier zum „Wohnen“ noch „eine Küche, eine Kochnische oder ein Kochschrank“ hinzu, ferner ein „Sanitätsraum mit Waschtisch mit Kalt- und Warmwasseranschluss und Spülklosett“ (§ 19, Abs. 1). Für *Pflegeheime* gilt: „Pflegeplätze müssen mindestens einen Wohnschlafraum mit einer Wohnfläche von 12 qm für einen Bewohner, 18 qm für zwei, 24 qm für drei und 30 qm für vier Bewohner umfassen. Wohnschlafräume für mehr als vier Bewohner sind nicht zulässig.“ (§ 23, Abs. 1)<sup>8</sup>

---

nicht mehr als sechs Monate und weitere 7% sieben bis unter zwölf Monate in der Einrichtung gelebt. 16% haben jedoch immerhin fünf bis unter zehn Jahre und 7% sogar mehr als 10 Jahre bis zum Ableben im Heim verbracht.“ (BMFSFJ 2006: 17)

<sup>5</sup> Goffman (1973) hat derartige soziale Zwitter unter einem anderen Fokus untersucht.

<sup>6</sup> Auf weitere Aspekte, wie z.B. Heimaufsicht und Heimbeirat, die den institutionellen Charakter von Altenheimen unterstützen, werde ich hier nicht weiter eingehen.

<sup>7</sup> Gesetztestexte im Internet:

<http://www.gesetze-im-internet.de/heimmindbauv/BJNR001890978.html#BJNR001890978BJNG000500327> (download am 11.9.2007)

<sup>8</sup> Ein Vergleich mit dem Heimtiergesetz mag zunächst irritieren, ist aber aufschlussreich, nicht nur bezüglich der zugestandenen Quadratmeterzahl, sondern auch bezüglich der erwähnten und damit regulierten Sphären, die dem Tier zugestanden werden. Das Heimtiergesetz beschreibt den benötigten Platz für „artgerechte Haltung“: Hier werden Hunde als Sozialwesen definiert, denen u.U. auch eine Resozialisierbarkeit zugestanden werden kann (§ 7 Abs., 5, § 8, Abs. 3). Für derartige Sozialwesen gibt es detaillierte Angaben über die Anforderungen an die Haltung (§ 8): „Anforderung an Wohnungs- und Haushaltung“, „die Haltung von Hunden an Ketten“, die grundsätzlich verboten ist, „Anforderung an das Halten in Räumen“, „Anforderung an das Halten im Freien“, „Anforderungen an das Halten in Zwingern“. In diesem Passus werden die qm-Zahlen festgelegt und zwar in Relation zur Größe (d.h. hier Höhe) eines Hundes: „entsprechend seiner Widerristhöhe (ist dem Hund) folgende uneingeschränkt benutzbare Bodenfläche zur Verfügung (zu stellen), wobei die Länge jeder Seite mindestens der doppelten Körperlänge des Hundes entsprechen muß und keine Seite kürzer als zwei Meter sein darf.“ Im weiteren ist dann aufgeschlüsselt, dass bis 50 cm Höhe 8 qm zur Verfügung ge-

Bei der hier versuchten Annäherung an den Begriff Heim könnte man kritisch einwenden, dass ein Vergleich zwischen Privatwohnung (Eigenheim) und Institution (Altenheim) hinken müsse. Ein anderer Vergleich von zwei Institutionen, die für Menschen geschaffen sind und nur durch diese Menschen existieren können, wirft dennoch erhellende Fragen auf: Warum wirken Flure in Altenheimen so ganz anders als z.B. in Hotels? Warum strahlt die Eingangshalle eines Hotels eine so ganz andere Atmosphäre aus als die eines Altenheims? Der differente Aspekt liegt vordergründig in der Zeitlichkeit: Hotelgäste wohnen nicht in Hotelzimmern (diese Tradition ist mittlerweile fast ausgestorben), und Bewohner eines Altenheims<sup>9</sup> sollen keine Gäste sein, sondern sich „wie zu Hause“ fühlen. Will man sich nun den bis hierher angesprochenen Phänomenen systematisch nähern, so fällt die Aufmerksamkeit zwangsläufig auf den „kleinsten gemeinsamen Nenner“, den Raum. Damit sind nicht nur umbaute Räume gemeint, sondern auch die unterschiedlichen Atmosphären, die uns in verschiedenen Räumen begegnen.

## 2. Raum, Bewegung und Richtung

Das Leben findet im Raum statt. Zeit und Raum gelten als die Koordinaten unseres Daseins. Raum wird seit jeher gestaltet und wirkt. Was aber ist Raum? Unsere übliche, alltagsweltliche Vorstellung vom Raum, die den Raum metrisch einteilt in Lage- und Abstandsbeziehungen, ist eine sehr verkürzte, wenn auch in den Naturwissenschaften und Mathematik dominante Vorstellung. Dieser **Ortsraum**, in dem Gegenstände in Relationen zueinander betrachtet werden können, ist wesentlich von Flächen durchzogen. Das bedeutet, dass in einem Ortsraum die Richtungen wechseln können; sie sind **umkehrbar** (Schmitz 2008: 31). Man kann hierhin und dorthin gehen oder blicken. Man kann die Verhältnisse zweier Gegenstände zueinander in diesem Koordinatensystem relativ bestimmen, wie z.B. A verhält sich zu B, wie B zu A (Schmitz 1998; 1998c). Die Umkehrbarkeit der Richtungen, die dem Ortsraum zugeschrieben ist, verleiht der Wohnung einen bestimmten Charakter. Eine Wohnung ist nach Schmitz gegliedert in „Stätten spezieller Erledigungen“ (Funktionsräume wie Bad, Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer). „Alles ist an seinem Platz im Ortsraum mit umkehrbaren Verbindungen“ (Schmitz 2008: 32). Man kann hierhin und dorthin gehen, greifen, blicken, um bestimmte Tätigkeiten zu verrichten. Die ortsräumliche Struktur ist überschaubar gegliedert, so dass man hier auch ohne großes Nachdenken über sein Tun, den Alltag bestreiten kann. „Die ortsräumliche Gliederung der häuslichen Wohnung (schafft) ein festes System, das der leiblichen Richtung die Ordnungsaufgabe abnimmt und sie in das Spiel freier Entfaltung entlässt.“ (Schmitz 2008: 36) Die freie Entfaltung der unumkehrbaren Richtungen im Leibraum bedeutet nun, dass man sich zu Hause (wo alles seinen vertrauten Platz hat) „gehen lassen kann“, im Wohnzimmer, in der Küche, im Bad etc. sitzend etwa, seinen Gedanken freien Lauf lassend, ohne dass sie irgendwo anecken könnten. Dieses Verhältnis von umkehrbaren Richtungen im Ortsraum und unumkehrbaren Richtungen im Leibraum ist eine Grundvoraussetzung, um sich heimisch zu fühlen, um wohnen zu können; letztlich, um die Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum pflegen zu können.

---

stellt werden müssen, bei einer Höhe von 50 – 65 cm 10 qm und über 65 cm Höhe hat der Hund Anspruch auf 15 qm. (§ 7 Abs. 7)

(Quelle: Heimtiergesetz: [http://www.maulkorbzwang.de/Briefe/vdh/heimtiergesetz\\_50602.htm](http://www.maulkorbzwang.de/Briefe/vdh/heimtiergesetz_50602.htm)) download am 11.9.2007

<sup>9</sup> Ich beziehe die Ausführungen ausschließlich auf Altenheime und verwende diesen Terminus als Oberbegriff für alle drei Heimarten: Altenheim, Altenwohnheim und Pflegeheim. Sie sind von den Heimformen diejenigen, die am meisten negative Schlagzeilen in der rezenten Presse verursachen. Zudem sehe ich von einer „gegenderten“ Schreibweise, die immer männliche und weibliche Form gleichzeitig erwähnt, ab. Wenn ich eine Form verwende, sind alle anderen Geschlechter immer mit eingeschlossen.

Schmitz (1998; 1998c) unterscheidet vom Ortsraum den **leiblichen Raum**, der als **Weiteraum** die Basis unserer leiblichen Dynamik überhaupt bildet. D.h. aus dem ungegliederten diffusen Weiteraum hebt sich der Leib als absolutem Ort ab. Der absolute Ort ist das, von wo das eigenleibliche Spüren ausgeht; dieses ist unabhängig von relativen Orten, wie dem Ortsraum, wenn auch das Spüren relativ lokalisiert werden kann (z.B. als Leibesinseln, die im Koordinatensystem des Körpers manifestiert werden können). Absolut örtlich meint hier, dass es im Falle der Freude oder des Schmerzes, die jemand spürt, eben nur dieser Jemand spürt und sonst niemand anderer. In der leiblichen Ökonomie<sup>10</sup> ist die Hauptrichtung der leiblichen Dynamik die aus der Enge des Leibes in die Weite. Diese Weite, sei sie nun äußerlich sichtbar, oder spürbar (wie z.B. bei der Freude), ist die Richtung, in die alles Leibliche strebt. Daher ist die leibliche Richtung **unumkehrbar**. „Im leiblichen Raum sind alle Richtungen, die in die Weite ausstrahlenden und die von der Weite her einstrahlenden, unumkehrbar;“ (Schmitz 2008: 30). Z.B. führt der Blick aus der Enge des Leibes in die Weite des Raumes bzw. weg aus der Enge des Leibes. Auch die schweifenden oder brütenden Gedanken, die einen Menschen beschäftigen, gehen aus der Enge des Leibes in die Weite (wohin auch immer, sie können nicht zurückkommen). Aber auch Stimmungslagen sind unidirektional, leiblich unumkehrbar, weil sie vom betroffenen Menschen ausgehen, in die Weite des Raumes streben und eventuell andere Menschen tangieren oder betreffen. So kann die schlechte Laune eines Arbeitskollegen einen selbst treffen und mit „hinunter ziehen“, wenn man in einem gemeinsamen Büro den Tag verbringt. „Der leibliche Raum bzw. der Raum, insofern wir ihn durch unsere leibliche Anwesenheit erfahren, erhält nun seinen Charakter nicht nur bloß durch Engung und Weitung, durch Richtung, Zentrierung, Konzentration und Artikulation, vielmehr hat er immer auch einen emotionalen Charakter. Schon Weite und Enge sind ja als leiblich empfunden nicht emotional neutral, sondern haben als solche einen Stimmungscharakter.“ (Böhme 2006: 89)

Auch in öffentlichen Räumen, die eine ortsräumliche Struktur haben, sind die Richtungen unumkehrbar. Denn die Bahnen (Wege, Straßen, Bewegungssuggestionen und Gestaltverläufe) sind den Intentionen und Zielen des Leibes (des einzelnen Menschen) gegenüber indifferent. Dieses Indifferente, Diffuse stellt eine eigene Qualität dar, die das Äußere von einem Inneren trennt, die Außenwelt von der Wohnung. In öffentlichen Räumen verhält es sich daher mit Bewegung und Richtung ganz anders. Will man sich hier orientieren, wie z.B. in Fußgängerzonen oder im Straßen(bahn)verkehr, so kann man die Unumkehrbarkeit leicht spüren. In einer Fußgängerzone gegen den Strom oder gar im Zickzack zu gehen, behindert nicht nur die anderen, sondern einen selbst im Vorwärtskommen. Auch der Trend der zunehmenden Einbahnstraßennetze verdeutlicht diese Tendenz. Mit dem Auto kann man hier schon gar nicht wenden, ebenso wenig wie auf mehrspurigen Straßen, ohne größere Gefahren zu provozieren. Selbst wenn man wendet, die nun vorgegebene Richtung ist ebenso wie die vorherige unidirektional. Eine Straße ist dem je eigenen Ziel gegenüber indifferent. „Sie führt als solche immer weiter, in unbestimmte Weite wie der leibliche Blick (...)“ (Schmitz 2008: 32). Der Unterschied zwischen der Unumkehrbarkeit der leiblichen Richtung und der im öffentlichen Raum liegt in einer bestimmten Qualität, nämlich der Geschientheit (Schmitz 2008: 35). Während man in öffentlichen Räumen einen sehr begrenzten Bewegungsspielraum in der Richtungsvorgabe hat, kann dieser im Leibraum sich entfalten, sofern die Ortsräumlichkeit eine vertraute Ordnungsstruktur vorgibt. Das Autofahren ist ein gutes Beispiel:

---

<sup>10</sup> Zur Ausführlichkeit der leiblichen Ökonomie, die durch das Alphabet der Leiblichkeit, namentlich durch die antagonistischen Tendenzen von Enge und Weite, Spannung und Schwellung, Intensität und Rhythmus sowie epikritischer und protopathischer Tendenz bestimmt werden kann, siehe auch Uzarewicz/Uzarewicz 2005.

Der Fahrer ist körperlich in seinen Bewegungen eingeschränkt. Er kann mit seinen Armen und Beinen nicht – wenn es ihm gerade in den Sinn kommt – herum“fuchteln“, auch sein Blick kann nicht abschweifen, sondern bleibt auf den Fahrweg geheftet. Ebenso seine Gedanken: Wenn diese zu sehr in diffuse Weite abschweifen, verliert der Fahrer seine Konzentration und gefährdet damit sich und andere Verkehrsteilnehmer. Beim Autofahren sind die unumkehrbaren Richtungen also hochgradig geschient (Schmitz 2008: 35). Dieses Beispiel lässt sich auf andere öffentliche Räume (wo nicht gewohnt wird) übertragen, um die Tendenzen deutlich zu machen. Trotz gelegentlicher Unfälle funktioniert das Autofahren problemlos, weil sich Menschen qua ihrer leiblichen Ökonomie in ihr Fahrzeug einleiben können, mit ihm zu einem Ad-hoc-Leib verschmelzen. Auch in mit Passanten überfüllten Fußgängerzonen ist Ähnliches zu beobachten. Ohne darüber nachzudenken reiht man sich in die vorgegebene Richtung des Menschenstroms ein, passt sich an Rhythmus und Geschwindigkeit an. Sofern man sich auf seine Ziele noch konzentriert, schert man von Zeit zu Zeit aus, um seine Erledigungen zu machen. Nicht selten kommt es jedoch vor, dass man von dem Strom so mitgezogen wird, dass man seine Ziele „vergisst“ und dann, wenn sie einem wieder in den Sinn kommen, eventuell einige Meter zurückgehen muss (also gegen den Strom), weil man vorbei gelaufen ist<sup>11</sup>. „In der ortsräumlich zwischen Stätten der Erledigung organisierten häuslichen Wohnung können sich im Gegensatz dazu die leiblichen Richtungen ohne Schienung frei entfalten.“ (Schmitz 2008: 36) Die Bewegungsmuster und die Richtungen sind in öffentlichen und nichtöffentlichen Sphären also divergent. Diese eigentümliche Gemengelage von Bewegungen und Richtungen, die in der Wohnung zusammen kommen, sind für das Heimischsein elementar.

Der **Gefühlsraum** ist ebenfalls ein Raum, in dem „Gefühle als ortlos ergossene, leiblich ergreifende Atmosphären (...) verstanden werden. (Schmitz 1998: 63) Der Gefühlsraum steht mit dem leiblichen Raum in Verbindung, eben dadurch, dass Atmosphären leiblich gefühlt werden können. Dazu gehören Stimmungen, Erregungen, intentionale Gefühle<sup>12</sup>. Man spürt die Verzweiflung, die Freude, die gute Laune eines anderen Menschen. Dieses Gefühl trifft als Atmosphäre den leiblichen Raum anderer Menschen und greift so in deren leibliche Dynamik und Befindlichkeit ein. Entscheidend für das Verständnis des Gefühlsraums ist die Grundannahme, dass Gefühle von außen kommen und nichts dem Menschen Innerliches sind, wie in der Psychologie behauptet.

### 3. Das Wohnen

#### 3.1 Die Umfriedung: Trennung und Übergang

Die Umfriedung gilt nach Schmitz (1995) als Voraussetzung, um überhaupt wohnen zu können. Eine Umfriedung sorgt für eine Umwandlung des Erlebnisstils. In der freien Wildbahn oder in der Öffentlichkeit moderner Großstädte ist man anders auf der Hut, erlebt man anders als im geschlossenen Raum der eigenen vier Wände (Schmitz 1995). Durch Umfriedung wird Wohnung geschaffen, die Möglichkeit zu wohnen. Wohnung, Gewohnheit, bei sich sein, ist zentral für die Menschen (und auch für die Tiere, die sich Nester bauen, eine Höhle bewohnen etc.). Umfriedungen sind vielfältig ineinander verschachtelt: Das Land mit seinen

<sup>11</sup> Das ist das Anstrengende in der heutigen Welt bei einem Einkaufsbummel in einer größeren Stadt (der schon lange kein „Bummel“ mehr ist).

<sup>12</sup> „Stimmungen werden durch Weite definiert, Erregungen durch Richtung und intentionale Gefühle durch Zentrierung oder Sammlung auf ein Ziel. Alle Erregungen sind auch Stimmungen, alle intentionalen Gefühle auch Erregungen, die Stimmungen, die keine Erregungen sind – nämlich Zufriedenheit und Verzweiflung-, bezeichne ich als reine Stimmungen und die Erregungen, die keine intentionalen Gefühle sind, als reine Erregungen.“ (Schmitz 1998b: 266)

Grenzen, die Stadt mit ihren Stadtmauern, das Dorf, im Dorf das Haus, die Wohnung mit Eingangsbereich, Wohnzimmer etc. Eine Umfriedung muss keine feste Mauer sein, ein Bindfaden oder ein symbolisch gezogener Kreis, ein Zeichen, können ausreichen. Sie muss auch kein „durchgezogener Rand eines körperlich genau ausmessbaren Gebietes“ sein, sondern kann symbolisch, zeremoniell sein (Schmitz 1995: 221)<sup>13</sup>.

Eine Umfriedung markiert und trennt zwei Sphären. Die äußere Sphäre ist als feindlich charakterisiert, seien es nun andere Menschen, Tiere, Naturgewalten, Geister, Dämonen o.ä. Jenseits der Umfriedung, der Wohnung, ist das unvertraute Draußen. Es ist im eigentlichen Wortsinn unheimlich. „Es ist die Sphäre der abgründigen Erregungen gleichsam im Rohzustand, in dem diese noch nicht durch Umfriedung aus der Weite des Gefühlsraumes wie zusammengezogen, verdichtet, nahe gebracht und vertraut gemacht sind.“ (Schmitz 1995: 239) Dass dieses Draußen mit allerlei ungefilterter Abgründigkeit verbunden ist, auf die die Menschen ganz unterschiedlich reagieren, wohl aber mit einer gemeinsamen Tendenz zum Abstand, zur Scheu, mit Grenzangst, hat Schmitz ausführlich dargelegt (Schmitz 1995: 240 ff; vgl. auch Sloterdijk 2004). Dass eine solche Abgrenzung der Sphären existenziell ist, hängt mit dem Charakter der abgründigen Erregung zusammen. Erregungen sind „Windnatur“, weil der Charakterzug des Windes die „Unmöglichkeit (ist), ihm ein bestimmtes Woher und Wohin zuzuweisen, und das unberechenbare Wehen, wo er will, (...) als Unbeständigkeit der gleichwohl ewigen Mächte Liebe und Wind wiederkehrt.“ (Schmitz 1998b: 271) Damit ist gemeint, dass Erregungen zwar eine Richtung haben, aber dass das Woher und Wohin der Richtung nicht bestimmt werden kann. Dass es sich aber um Richtungen der Erregungen handelt, sagt der Volksmund sehr eindrücklich: „falling in love“, „Trauer drückt“, „himmelhoch jauchzend“, „niederschmetternd“, „erdrückend“. Hier wird auch der Unterschied zur leiblichen Richtung deutlich, wo das Woher bestimmt werden kann – nämlich aus der Enge des Leibes als absolutem Ort, die in eine Weite strebt. „Die Richtungen der Gefühle entspringen dagegen nicht an dem absoluten Ort der Enge, wohin leibliche Engung und Spannung, den Leib spürbar zusammenhaltend, in Schmerz, Schreck und vielen z. T. unauffälligen leiblichen Erregungen drängen, sondern kommen gleichsam hinterrücks aus der atmosphärischen Weite des Gefühls ohne örtlich umschriebene, aus dieser Weite phänomenal abgehobene Quelle über den Menschen. Daher ist das Heimgesucht-werden sogar noch von den zartesten und sanftesten Gefühlen wie ein Überfall.“ (Schmitz 1998b: 273) „Wind“ steht also für eine aufkommende, jemanden oder etwas ergreifende Erregung, die räumlich als Richtung spürbar ist, jedoch keine Quelle hat, aus der man eine Richtung ableiten könnte (Kommen oder Gehen). „Diesen Mangel einer umschriebenen phänomenalen Richtungsquelle der Erregungen bezeichne ich als deren Abgründigkeit.“ (Schmitz 1998b: 274) Eine Umfriedung kann den Gefühlen ihre Abgründigkeit und Uferlosigkeit nicht nehmen, sie kann aber diese in einem abgeschlossenen, umfriedeten Raum so sammeln, dass der Mensch sich innerhalb dieses umfriedeten Bereichs zurechtfinden und zum Teil über diese verfügen kann. Sie hat abschneidende und vermittelnde Funktion, ist also eine typische Übergangszone im van Gennepschen Sinne (van Gennep 1986). Umfriedungen sind Grenzzonen mit einer doppelten Funktion: Als Aushandlungszone und Austauschzone lassen sie sich begreifen als Orte der Vermittlung mit dem Anderen, Unbekannten, Abgründigen in all seinen Ausprägungen. Es handelt sich dabei um gegliederte Grenzzonen mit einer spezifischen Struktur (Bergmann

<sup>13</sup> Warum müssen Menschen wohnen, warum bauen sich Vögel Nester, leben Tiere in Höhlen oder Bauten? Der allgemeine Sinn und Zweck von Behausung ist der Schutz vor Feinden, Eindringlingen und Naturgewalten. Dies gilt von der Höhle der Jäger und Sammler, über Zelte, Dörfer bis hin zu Städten mit ihren Stadtmauern und Wällen und unabhängig von den jeweils verwendeten Materialien: blick- und schalldichtes Mauerwerk oder auch transparenten Tierhäute, Zäune, Umhegungen einer Lehmhütte (Werhahn 2007). Derartige Umfriedungen scheinen nicht nur ein anthropologisches, sondern auch zum Teil ein zoologisches Grundphänomen zu sein.



1981: 108). Diese „limitische Struktur bildet keine starre Scheide, sondern eine Übergangs- und Wechselwirkungszone“, in der das Abgründige wohl dosiert verhandelt werden kann. Sie ist ein Zwischenphänomen. Grenzen sind demnach „bewegliche Austauschzonen“ (Mühlmann 1985: 23). Die Errichtung und Stabilisierung von Grenzen gegenüber einer Umwelt/einem Umfeld dient nicht der Verhinderung von Überschreitungen, sondern ihrer Markierung und Regulierung. „Die Grenze ist nicht eine räumliche Tatsache mit soziologischen Wirkungen, sondern eine soziologische Tatsache, die sich räumlich formt.“ (Simmel 1992: 697) Menschen brauchen das Spiel mit den abgründigen Erregungen, sie brauchen die „Löcher in der Vertrautheit“ (Meisenheimer 2006: 129), nicht zuletzt, um sich ihrer selbst zu vergewissern. „Wir brauchen offenbar ein Potential des Unheimlichen im Bekannten“ (Meisenheimer 2006: 129), damit wir das Differenzierungsvermögen zwischen Eigen und Fremd behalten können. „Daher ist besonders die Wohnarchitektur eine Baukunst, die stottert, das heißt ihre Sprache wiederholt sich, aber sie verfügt über Lücken, sie bleibt offen für Träume.“ (Meisenheimer 2006: 129)<sup>14</sup>

Dieses Spiel mit den Sphären zwischen der gemütlichen Wohnung und dem abgründigen Draußen kann auch als „Kunst des richtigen Maßes“ bezeichnet werden und kommt in der **Gestaltung der Übergänge** zum Ausdruck. Nach van Genep (1986) ist diese Gestaltung von existenzieller Bedeutung, damit niemand zu Schaden kommt. Ethnologen haben diesen Phänomenbereich im Zusammenhang von Ritualen erforscht. Rituale haben nämlich genau die Funktion, den Umgang mit Umfriedungen, die Grenzüberschreitungen, so zu begleiten, damit weder die Individuen noch das Sozialgefüge geschädigt werden. Grenzüberschreitungen sind entscheidend für den Prozess der Erneuerung. Gleichzeitig ist die Liminalität eine Gefahrenzone, weil sie eine Befreiung von Zwängen darstellt. Es „ist der Bereich des Interessanten, des uncommon sense“, wo alles neu verhandelt werden kann. Dennoch trägt diese Phase Spuren der vorangegangenen und der nachfolgenden Stadien (Turner 1992: 138 ff). Liminalität ist ein Zustand des Weder-Noch *und* des Sowohl-Als auch gleichermaßen. Das Dazwischen-Sein hat eine ganz eigene Qualität.

### 3.2 Übergangszonen: Treppen, Flure, Türen

In den uns bekannten Wohnformen stellen **Treppen**(häuser), Türen und Flure derartige Löcher in der Umfriedung bzw. Übergänge dar. Treppen sind „Stolpersteine“ auf dem Weg nach Innen. Beim Treppensteigen muss man die Füße mehr anheben als sonst. Je nach Konstitution und Treppenlänge spürt man diese Anstrengung. Manchmal sucht man Halt am Treppengeländer, um diese Hürde zu überwinden. Eine Treppe wirft einen so zunächst einmal auf sich selbst zurück und verdeutlicht auf ganz eigene Art, dass man sich in einem Übergang befindet. Und sie verdeutlicht auch, wie anstrengend es ist, in einen umfriedeten Bereich zu gelangen. Hingegen hat das Hinuntersteigen einer Treppe – etwa wenn man die Wohnung verlässt, um einkaufen zu gehen – fast etwas „Stürzendes“ an sich. Man wird wie durch einen Sog nach unten und draußen gezogen. Das unterstreicht einmal mehr die Abgründigkeit, die Un-Heimlichkeit des Draußen. Der **Treppenabsatz** zeigt wiederum andere Qualitäten. Als zum Draußen gehörig bekommt er mit der Zeit Charakterzüge des Wohnlichen. Menschen gestalten den Bereich vor ihrem Eingang so, dass der Übertritt vom Draußen ins Drinnen – besser noch umgekehrt: von der heimeligen Wohnung in das abgründige Draußen – gemäßigt, sanft verläuft (Schmitz 1995: 241).

Die **Tür** als Umfriedung selbst ist zweiseitig und „zweischneidig“ und hat einen Doppelcharakter von Abwehr und Empfangen (Jordan 2004: 42). Die Außenseite gehört als Rand zum

<sup>14</sup> Die Frage, welche Träume die „Kunst des Heimbaus“ mit all den gesetzlichen Regelungen und Normierungen zulässt, wage ich nicht zu beantworten.

Draußen, ermöglicht aber als Rand das Wohnen, weil sie auch einen Innenseite hat. An ihr klebt und spaltet sich das Un-heimliche vom Heimeligen (Schmitz 1995: 245)<sup>15</sup>. Die Tür ist Durchgang am Rand (Grenzstationen, Stadttor, Tempelpforten, Haustür) und „verbindet zwei sehr unterschiedliche Realitäten. Sie ist Übergang von der einen in die andere Wirklichkeit“ (Jordan 2004: 35), deren Qualitäten dichotom gefasst werden können: z.B. Außen – Innen, Chaos – Ordnung, Natur – Formung, Umwelt – Innenraum, Auskehr – Einkehr, Welt – Kontemplation, Ausland – Inland, Öffnung – Schutz, Anonym – Persönlich, Öffentlich – Privat, Dunkel – Hell, Fremd – Vertraut, Laut – Leise, Jenseits – Diesseits, Kalt – Warm, Unstet – Dauernd etc.

Die **Haustür** hat weit über die Funktionalität der Abschließung des privaten Bereiches und der Garantie von Sicherheit (vor Einbruch etc.) hinaus vielfältige Bedeutungen, die in der Volkskultur heute nur noch unterschwellig vorhanden sind. Die Haustür ist eine klare Grenze zwischen den oben genannten Polaritäten. Es gibt verschiedene industriell genormte Haustüren von vollständig blickdicht (z.B. Holztüren), über blickdicht mit Spion (Guckloch, um von drinnen nach draußen sehen zu können), bis teilweise durchlässig für Blicke und für Licht (Klarglas, geriffeltes Glas, Milchglas für Lichtdurchlässigkeit). Haustüren sind etwas Besonderes<sup>16</sup>. Sie sind teuer. Sie werden sogar in der industriellen Massenproduktion designed und dazu noch individuell gestaltet: Farben, Formen, Kränze, Namensschilder, spezielle Klingen oder Klopfer, Fußabstreifer<sup>17</sup>, Beschriftungen an der Tür in katholischen Gegenden (C + M + B + Jahreszahl) oder die Segnung der Haustür, des gesamten Hauses vor Einzug. Die **Bewegungsrichtung** der Haustür geht meist nach innen, was die Bewegungssuggestion des Hereinströmens (Sogwirkung von Luft, von Energie, von Menschen) suggeriert. Dies hat empfangenden Charakter<sup>18</sup>. Es erleichtert das Heimkommen z.B. nach einem langen Arbeitstag und verspricht Ankommen in der Geborgenheit. Wenn man hinausgehen will, so muss man diesen kleinen (fast nicht spürbaren) Widerstand überwinden, indem man einen Schritt zurück ins Innere des Hauses bzw. der Wohnung geht, um die Tür zu öffnen; fast so, als wolle man Anlauf nehmen, um diese Hürde zu überwinden; oder auch, um noch einmal zurückzutreten, Abstand zu nehmen vom Entschluss. Das bedeutet einen Akt der Bewusstwerdung, dass man die eigene Umfriedung nun verlässt und eine andere Welt betritt; dazu muss man aktiv werden<sup>19</sup>.

So, wie die Tür selbst zwei Seiten hat, so werden auch die Menschen den zwei Sphären des Drinnen (die Eigenen, die Familie) und des Draußen (die Fremden) zugeordnet. Einem von außen Kommenden haftet immer etwas Abgründiges an. Man misstraut ihm daher. Er hat die Macht des Draußen als Fremdes an sich. Es ist nicht die Person selbst, sondern dass das Draußen an ihm haftet, was ihn suspekt macht (vgl. die Reinigungsregeln vor dem Betreten einer Wohnung oder eines Hauses). Als Fremder muss er daher vor der Schwelle stehen bleiben; er ist der potentielle Feind. Um der an ihm haftenden Abgründigkeit Herr zu werden versucht man, ihn so weit wie möglich zu integrieren, in das Wohnen „einzuspinnen“, ihm so

<sup>15</sup> In der Tür verdichten sich die gesamten Bedeutungen der Umfriedung. Zahlreiche Vorschriften und Verhaltensweisen für das Durchschreiten von Türen auf der ganzen Welt bzw. Türmeidungssituationen und -regeln legen davon beredtes Zeugnis ab (Schmitz 1995: 229 ff).

<sup>16</sup> Man wählt zur Haustür nicht nur eine nach der reinen Funktionalität (Sicherheit vor Einbruch etc.) aus, dafür würde auch eine einfache Stahltür reichen, so wie man sie vor Heizkellern findet.

<sup>17</sup> Die Reinigung hat nicht nur etwas mit Reinigung vom Straßenschmutz zu tun, sondern mit ritueller Reinigung: Man lässt unnötigen Ballast draußen, wenn man den umfriedeten Raum betritt. Auch hat das Fußabstreifen etwas von der Geste des Fußescharrens, der devoten Ehrerbietung. Oft kann man auch beobachten, dass die Schuhe vorm Betreten des Hauses/ der Wohnung ausgezogen werden (Jordan 2004).

<sup>18</sup> In der chinesischen Polarität wäre das eine yin-Qualität.

<sup>19</sup> In der chinesischen Polarität wäre das eine yang-Qualität.

seine Abgründigkeit abzustreifen. So wird der Fremde zum Gast („Fühl´ dich wie zu Hause!“). (Schmitz 1995: 252-253)<sup>20</sup>.

Die Überschreitung derartiger Grenzzonen, wie die Tür eine darstellt, wird von vielfältigen politischen, juristischen, ökonomischen Formalitäten ebenso begleitet wie von magisch-religiösen Aspekten (van Gennepe 1986: 25). „Im Falle eines gewöhnlichen Wohnhauses ist die Tür die Grenze zwischen der fremden und der häuslichen Welt, im Falle eines Tempels ist sie die Grenze zwischen profaner und sakraler Welt. Die Schwelle überqueren bedeutet somit immer auch, sich an eine neue Welt anzugliedern“ (van Gennepe 1986: 29). Dazu ist es zunächst notwendig, die Grenze zu markieren (Gestaltungsoptionen für Haustüren) und das Grenzüberschreitungsgebot zu überwachen (Schlüsselgewalt). „Durch die zeremonielle Errichtung oder Fixierung von Grenzen“ (van Gennepe 1986: 26) wird der Besitz definiert und demonstriert. Damit begeht ein Fremder, der dieses Territorium betritt, ein Sakrileg. Man darf nicht einfach so in fremde Wohnungen hinein gehen<sup>21</sup>. Die Rituale, in die dieser Übergang eingebettet ist, haben eine spezifische Struktur. Zuerst erfolgen *Trennungsriten*: Trennung vom eigenen Territorium: Man bleibt vor der Tür einen Augenblick stehen und „platzt“ nicht einfach hinein (Sammlung und Vorbereitung). Man klingelt oder klopft, man gibt Laut und tut kund, dass man da ist. Jetzt kann man nicht mehr zurück, man hat bereits auf sich aufmerksam gemacht; damit ist der Weg zurück versperrt. Dann wartet man auf ein Zeichen von innen. Klassische Trennungsriten im Sinne der Ablösung von der alten Welt (da draußen) sind Reinigungen (van Gennepe 1986: 29), wie etwa Mantel und Schuhe ausziehen. Mit ihnen wird das Draußen abgelegt. Es hat immer etwas Unangenehmes, wenn Besucher nichts ablegen.

Die eigentliche *Phase des Übergangs*, die Überschreitung der Türschwelle, ist gekennzeichnet durch Verunsicherung und Isolation (man geht einzeln durch die Tür), einem Schwebestand zwischen den verschiedenen Welten. Man muss ein Bein heben, so dass man nur noch auf einem steht; das ist eine sehr wackelige Angelegenheit<sup>22</sup>. Man muss seinen sicheren Stand aufgeben, um in den anderen Bereich zu gelangen! Das an einigen Orten praktizierte Schuhe-ausziehen vor der Schwelle hat eine ganz wichtige Bedeutung: „Barfuß wird der Raum geheiligt. Wer an der Schwelle seine Schuhe auszieht, verliert jedoch den Halt. (...) Aber er gewinnt an Heiligung seiner selbst und des Raums, den er betritt, denn im Fuß ist der ganze Mensch enthalten“ (Jordan 2004: 39). Die Schwelle selbst wird nie betreten, sondern überschritten. Das Betreten der Schwelle ist seit alters her mit strengen Tabus belegt<sup>23</sup>.

Nach dem Überschreiten der Schwelle, dem Durchgehen durch die Haustür, steht man als nächstes im **Flur**. Flure sind in Wohnungen neutrale Zonen, ein verlängerter Übergangsbereich, ein Niemandsland. Die Funktionalität moderner Wohnungen verlangt reibungslose und

<sup>20</sup> Vgl. lat. Hospes, hospitis = Gastfreund, Gast, Fremder, Ausländer

<sup>21</sup> Man denke auch an das so genannte Niemandsland, welches es zwischen besetzten Landgebieten gibt, weite Streifen, die niemandem gehören. Das ist die neutrale Zone. Dieses Niemandsland ist sakral. Wer dieses Land betritt, begibt sich in eine besondere Situation, schwebt zwischen zwei Welten, befindet sich im Übergang (manchmal auch zwischen Leben und Tod; vgl. Gefangenenaustausch) (van Gennepe 1986: 27). Neutrale Zonen finden sich auch in Türschwellen (manchmal als Balken, manchmal als Stein). Diese Schwelle ist die Schrumpfung des Niemandslandes, jenes Streifens, der strengstens bewacht wird (van Gennepe 1986: 28).

<sup>22</sup> Das ist das, was man beim Treppensteigen spürt und was so anstrengend ist.

<sup>23</sup> „Die Schwelle gibt uns eine der ersten Wahrnehmungen der Welt. Dem krabbelnden Kind ist sie unüberwindlich. Es muss den ganzen Leib heben, statt einfach weiter zu rutschen. Dort entsteht die bis ins innere Wesen sich verwurzelnde Schwellenangst. Und es entsteht ein Geheimnis in der Welt, dort jenseits der Schwelle. Das Geheime und das Heilige, sie liegen im Numinosen. Darum wurden die Schwellen höher als bautechnisch nötig gestaltet, um würdigend den Fuß zu heben und den kleinen Augenblick des schwankenden eigenen Standpunktes zu erleben.“ (Jordan 2004: 37)

möglichst schnelle Übergänge in der heutigen Zeit<sup>24</sup>. „Mit dem Schritt über die Schwelle tritt man in den Energieraum des Bewohnenden ein“ (Jordan 2004: 39). Wir spüren das an den unterschiedlichen Qualitäten der Stimmungen und Atmosphären, die diesseits und jenseits der Schwelle wirken.

Beim oder nach dem Überschreiten finden *Angliederungsriten* statt. Begrüßungsformen stellen ganz klassische Angliederungsriten dar (van Gennep 1986: 40), ebenso sind auch das Angebot gemeinsamen Essens und das Essen selbst sowohl Angliederungs- als auch Bindungsriten (van Gennep 1986: 37). Nimmt der Gast die angebotene Speise und die Getränke an, isst man gemeinsam, so ist das „Einspinnen“ in das Wohnen, das Ent-fremden, gelungen.

Das Spiel mit den Lücken in der Umfriedung ist also diffizil und rituell ausgestaltet. Werden sie aber zu groß bzw. brüchig, „so dass die Mitwelt – in Gestalt der Menschen, die klingeln und Einlass begehren – in regellosen Intervallen eindringen und zusehen kann“, dann ist man potentiell dem Abgründigen preisgegeben. Das Wohnen wird unmöglich bzw. auf einen Rückzugsbereich begrenzt (Schmitz 1995: 224).

### 3.3 Variationen der Umfriedung: Der Augenschluss, der Sessel, das Bett und die Bettlägerigkeit

Weil Umfriedungen eben nichts Feststehendes, sondern vielfach ineinander verschachtelt sind, suchen sich die Menschen auf verschiedenen Ebenen Ein- und Ausschlussbereiche. Das beginnt schon mit dem **Augenschluss** (Schmitz 1995: 207 ff). Wenn man die Augen schließt, dann schaltet man die Außenwelt weitgehend ab, man besinnt sich auf sich, wendet sich einem Inneren zu, ist bei sich. „Mein leibliches Befinden macht mich, wenn ich so die Augen geschlossen habe, mehr als sonst auf mich aufmerksam und zeigt mir, wie es gerade um mich steht“ (Schmitz 1995: 208). Der **Ohrensessel** mit seiner Rückenlehne, seiner Sitzfläche und den Armlehnen „umhegen den Rumpf nach allen Seiten“ (Schmitz 1995: 211); die Abschließung nach vorn kommt dann durch den Augenschluss zustande. Der „Vorhang“ fällt, man ist ganz bei sich, in seinem Erlebnisstrom. Selbst das **Bett** kann als Wohnung in der Wohnung betrachtet werden, wo auf besondere Art die Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum möglich werden soll. Die Umfriedung ist hier kulturell unterschiedlich ausgestaltet; man muss gar nicht so weit in die Geschichte zurückgehen, um Alkoven, Bettvorhänge und Rundum-Begrenzungen zu finden. Auch die Bettvorleger, die an drei Seiten in den klassischen Schlafzimmern der 60er Jahre noch üblich sind, das Kopfteil als vierte Seite an der Wand, stellen derartige Umfriedungen dar, die vor den ergreifenden Erregungen schützen. Die heutige Möbelmode kennt derartige Bett-Grenzen nicht mehr<sup>25</sup>. Dafür sind es die Schlafzimmer als solche, die in der Wohnung „verhältnismäßig sorgfältig abgesondert“ und fremden Blicken entzogen sind (Schmitz 1995: 271).

#### **Bettlägerigkeit**<sup>26</sup>

Im Bett zu liegen ist in unseren Breitengraden ein allgemein bekanntes Phänomen. Das eigene Bett ist uns zum Inbegriff der Privatheit und Intimität geworden (Jansen 1997). Wir kennen das wohlige Gefühl, wenn wir uns nach einem anstrengenden Arbeitstag abends zurückziehen und in einem kuscheligen Bett `alle Viere` von uns strecken und dann langsam wegdämmern. Gerade weil wir Menschen in der Vertikalen leben (aufrechter Gang), ist die

<sup>24</sup> Selbstöffnende Türen nehmen uns die Chance der sinnlichen Wahrnehmung des Griffs, des Begreifens (Jordan 2004: 38).

<sup>25</sup> „Die Schlafcouch ist das Sinnbild der Heimatlosigkeit unserer Zeit.“ (Schmitz 1995: 269 ff)

<sup>26</sup> Zur Bettlägerigkeit vgl. Uzarewicz/Uzarewicz 2006.

Horizontale eine willkommene Erleichterung und wiederkehrende Notwendigkeit. Das Bett ist ein besonderer Gefühlsraum, ein Aufenthaltsort, in dem wir wohnen (Flusser 1993). „Für pflegebedürftige Menschen kann das Bett tatsächlich zur Wohnung, zum Lebensmittelpunkt werden – sie schlafen nicht nur dort, sie verbringen auch tagsüber die Zeit im Bett, sie lesen, essen, telefonieren, empfangen Besuch oder sehen fern und manche arbeiten vielleicht auch im Liegen.“ (Abt-Zegelin 2004: 211) Was aber ist Bettlägerigkeit? Wenn wir die Alternative des Wechsels zwischen senkrecht und waagrecht nicht (mehr) haben? Wenn wir – aus welchen Gründen auch immer – `ans Bett gefesselt` sind? Diese Metapher drückt sehr deutlich aus, was mit uns leiblich passiert<sup>27</sup>. Ans Bett gefesselt zu sein heißt, nicht mehr aufstehen können und macht hilflos<sup>28</sup>. Infusionsschläuche und diverse Kabel, mit denen ein Mensch an Überwachungsgeräte angeschlossen ist, können das Gefühl der Hilflosigkeit noch verstärken; ganz zu schweigen von den tatsächlichen Fixierungen an Hand- und/oder Fußgelenken. Sich dann nicht mehr wehren können bedeutet, Unbilden und Widerfahrnissen ausgesetzt zu sein; z.B. das Angewiesensein auf Andere und deren guten Willen (zumindest für eine bestimmte Zeit). Im Vergleich zu dem Spielraum, den ein Mensch vor der Bettlägerigkeit kennen gelernt hat, ist diese Situation nun eine eingeengte. Diese Enge hat Auswirkungen auf die Ökonomie der Leiblichkeit: Sie macht Angst<sup>29</sup> und früher oder später will man weg! Mit dem Drang `Weg!` ist nicht unbedingt ein Ortswechsel gemeint, sondern man will grundsätzlich aus der „Umklammerung der Enge“ ausbrechen (Schmitz 1998a: 194); man will nur raus aus der bedrückenden Situation. Dieses Wegwollen und nicht Wegkönnen treibt die Angst weiter an (Schmitz 1998a: 180). Das eingangs beschriebene Gefühl des wohligen Geborgenseins, des Sich-fallen-lassen-Könnens in der Privatsphäre des eigenen Bettes kehrt sich nun in sein krasses Gegenteil. Dabei gibt es kein Entrinnen, keinen Spielraum, wohin sich der in die Enge Getriebene, der sich Ängstigende flüchten könnte. Man kann einer Bedrohung eventuell entfliehen, aber nicht seiner Angst. So mischt sich in die allgemeine Atmosphäre eine ängstliche Note.

Es macht daher auch keinen Sinn, die Anklammerung eines bettlägerigen Bewohners (z.B. beim Betten oder Lagern) lösen zu wollen. Das kann den Drang zum Klammern seitens des Bewohners noch verstärken. Denn die Anklammerung, das Sich-steif-Machen ist physischer Ausdruck des eigenleiblichen Spürens der Enge. Da helfen auch keine rationalen Erklärungen. Sinnvoller erscheint es z.B. als Pfleger dem Betroffenen `Asyl` zu gewähren und eine Atmosphäre im Raum zu schaffen, die aus der Enge hinausführt und dem Drang des `Weg!` entgegen kommt: durch eine beruhigende Stimme (Stimmung), durch langsamere Bewegungen oder andere ihn unterstützende Handlungen, wie etwa den (leiblichen) Raum zu öffnen und zu erweitern und alles zu vermeiden, was ihn beengen könnte. Das häufig beobachtete Sich-dicht-ans-Bett-Stellen seitens der Pflegenden und dem Bewohner sagen, er könne nicht hinausfallen, weil man ja davor stehe und ihn halte, wirkt u.U. eher noch beengender, verstärkt die Klammerung seitens des Bewohners nur noch mehr. Ähnlich verheerende Wirkung für die leibliche Ökonomie können Bettgitter<sup>30</sup> haben, die als vermeintlicher Schutz und zur Sicherheit angebracht werden.

<sup>27</sup> Spätestens an dieser Stelle soll deutlich werden, dass der Aspekt des homo patiens genauso zum Menschsein gehört, wie der des homo activans. Leider wird er in den normativen Diskursen als unerwünschter Zustand oder gar als „Stigma“ (Abt-Zegelin 2004: 195) vorschnell verurteilt, dem man mit allen Mitteln der aktivierenden Pflege zu Leibe rücken möchte, noch bevor man begriffen hat, was in diesem „Zustand“ alles geschieht.

<sup>28</sup> „Der bettlägerige Patient wird als der hilfsbedürftigste gesehen, der zu allen Verrichtungen des täglichen Lebens fremder Hilfe bedarf.“ (Gößling 1978: 254 zit. in: Abt-Zegelin, 2004: 194)

<sup>29</sup> Etymologisch hängen die Begriffe Enge und Angst zusammen.

<sup>30</sup> Die früheren Bettgitter waren Gitter im Wortsinn. Man konnte zwischen den Gitterstäben hindurch sehen und das Gitter bot die Möglichkeit, einzelne Gitterstäbe zu umfassen, zu ergreifen und daran zu

Bewohnerinnen eines Heims sind in ihren Zimmern potentiell immer äußeren Einflüssen bzw. ergreifenden Mächten preisgegeben, denn sie haben keine Schlüsselgewalt. Im Falle von Bettlägerigkeit ist das existentielle Verlangen nach Wohnung grundlegend gestört. Der Augenschluss oder das Liegen mit dem Gesicht zur Wand (und dem Rest der Welt den Rücken zukehren) bieten die einzige Möglichkeit so etwas wie häusliche Geborgenheit herzustellen und sich gegen das Abgründige der Erregungen abzuschirmen. Das kann aber nur dann gelingen, wenn die Bettdecke spürbaren Rückhalt bietet. Ansonsten liefert man sich in resignativer Haltung dem Abgründigen aus (die Rückseite des Menschen ist die angreifbarste und schutzloseste Seite). Wer keine Möglichkeit mehr hat, sich in sein Refugium zurück zu ziehen, ist Anderen ausgeliefert. Bettlägerigkeit hat daher per se einen gewalttätigen Charakter. Von der Gestimmtheit her muss der Mensch immer auf der Hut sein (und wer kann das schon?). Das spürt man in der allgemeinen Atmosphäre gewöhnlicher Altenheime als diffuse Unruhe, die zusammen mit der ängstlichen Note eine ganz spezifische Atmosphäre schafft.

### 3.4 Gestalten des Wohnens im architektonischen Raum

Wohnungen werden gebaut. Dafür ist u.a. Architektur zuständig. Wie gestaltet sich das Verhältnis von Architektur und Menschen, die in gebauten Räumen wohnen und leben? Architektur wird nach Meisenheimer (2006: 10) in Bezug zum Lebensraum eines Menschen und seiner Entfaltungsmöglichkeiten verstanden. Welcher Raum wird gebaut? „Der Ortsraum und der Abstandsraum sind wesentlich durch Dinge bestimmt. Der Raum als Raum der leiblichen Anwesenheit dagegen ist zunächst nichts weiter als die spürbare unbestimmte Weite, aus der heraus sich durch Artikulation Räume unterschiedlichen Charakters bilden können. Orientierungen, Bewegungsanmutungen, Markierungen sind solche Artikulationsformen. Sie schaffen im Raum Konzentrationen, Richtungen, Konstellationen. (...) Es ist der Raum leiblichen Spürens, – eines Spürens, das in die unbestimmte Weite auslangt, – der durch solche Artikulationen Gestalt gewinnt.“ (Böhme 2006: 113) Der Wohnraum ist „also ganz und gar ein Vorstellungsraum und als solcher für andere Menschen nicht sichtbar“ (Meisenheimer 2006: 109), sondern höchstens als Atmosphäre spürbar. Die Anforderungen, die sich daraus für die Architektur ergeben, sind grundsätzlicher Art. Statt weiterhin eine visuelle Kunst sein zu wollen, muss sich Architektur bemühen, das „sich Befinden können im Raum“ zum Ausgangspunkt all ihrer Überlegungen zu machen. „Sich befinden heißt einerseits sich in einem Räume befinden und heißt andererseits sich so und so fühlen, so und so gestimmt sein. Beides hängt zusammen und ist in gewisser Weise eins: in meinem Befinden spüre ich, in was für einem Raum ich mich befinde.“ (Böhme 2006: 122). Für die Architektur bedeutet das, dass sie Angebote schaffen muss, in denen Atmosphären so verhandelt und gestaltet werden können, dass es möglich wird, die Gefühlsräumlichkeit und die Ortsräumlichkeit zu synchronisieren. „Die Erfahrung zeigt (...) deutlich, dass das Gehabe des Leibes, d.h. das Repertoire seiner Ausdrucksbewegungen unter anderem auch von den gestalteten Räumen abhängig ist und umgekehrt die Gestalt dieser Räume von den Erwartungen des Leibes. Zunächst wäre nach den Grundhaltungen des Rumpfes zu fragen – Stehen, Sitzen, Liegen – und ihrer räumlichen Korrespondenz in der Architektur. Welche Räume wurden für Stehende und Gehende, welche für Sitzende und Liegende vorbereitet? Was heißt dabei Sitzen – auf dem Boden, auf Stühlen oder Bänken sitzen? Was heißt Liegen und bei welchen Verrichtungen?

---

rütteln etc. Die modernen Bett“gitter“ sind flächig, hell, gepolstert und abwaschbar. Sie bieten also, da es keine Stäbe (Strohhalme) mehr gibt, an die man sich klammer könnte, keine *An-halts-punkte* mehr, vielmehr wirken sie als Mauer, die keinen Durchblick mehr gewähren.

Und welche Gesten des architektonischen Raumes deuten auf diese Haltungen und Körper-techniken?“ (Meisenheimer 2006: 56-57).

Meisenheimer (2006: 24 ff) hat gestische Urphänomene beschrieben, die für die Beziehung zwischen Architektur und Leib bedeutungsvoll sind. Diese Urphänomene decken sich mit den zentralen Kategorien des Schmitzschen Alphabets der Leiblichkeit. Zunächst ist da „die **Geste der Aufrichtung** (die Vertikale errichten)“<sup>31</sup> (Meisenheimer 2006: 25) zu nennen. Mit ihr verbunden sind die Phänomene der Weitung und der Schwellung. Bei stolz geschwellter Brust muss man sich einfach aufrichten; auch wenn einem das Herz vor Glück weit wird, kann man nicht mit hängenden, eingefallenen Schultern dastehen. In dieser Aufrichtung ist bereits auch die Richtung enthalten, so wie in der Haltung bei stolz geschwellter Brust die Spannung für andere spürbar werden kann. „In allen Hochkulturen der Erde wurde die Senkrechte als unbestrittene Elementargeste verwandt.“ (Meisenheimer 2006: 28)<sup>32</sup>. „Fehlen die Senkrechten ganz – wie bei Trümmern und Ruinen – so ist das Vertrauen in das Gebaute allein durch diesen Umstand erschüttert.“ (Meisenheimer 2006: 30). Ebenso wirken Menschen, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht gerade stehen können, wenig Vertrauen erweckend.

Die „**Geste des hier! Und dort!** (Orte setzen)“ (Meisenheimer 2006: 25) benötigt zu ihrer Umsetzung epikritische Aspekte ebenso wie Rhythmus, Richtung und Spannung. Das Akzentuieren des Daseins und des Dortseins bezieht sich dabei sowohl auf das Dasein des Menschen schlechthin, als auch auf Gegenstände. Man stellt eine Vase, einen Blumenstrauß, ein Buch, ein Glas Wein, an einen Ort und bewirkt damit einen bestimmten Eindruck, der Stimmung vermittelt. Oder man hat in seinem Zimmer seinen Lieblingsplatz, der von den Mitbewohnern nicht verändert oder eingenommen werden darf, weil sonst die gesamte Atmosphäre nicht mehr stimmt. Im Laufe eines Lebens wächst man in die Orte ein, die man bewohnt. Wenn man umzieht, ist einem zunächst nicht nur die Stadt fremd, sondern es sind auch die Räume, die Zimmer fremd, in denen man sich bewegt. Es dauert eine Weile, bis man heimisch geworden ist, und das hängt mit einer Reihe von Kulturtechniken zusammen, wie man seine Wohnung gestaltet. Auf der leiblichen Ebene heißt es treffender: wie man *sich* einrichtet. „Mein Zimmer, das ist ein architektonischer, nicht ein geometrischer Ort. Ich hänge an diesem Raum, mein Selbst ist mit seiner Form und seinen Anordnungen verknüpft. Wenn ich ihn wahrnehme ist eine Überlagerung von allerfeinsten Reizen im Spiel, die ich mit ebenso subtilen Erinnerungen und Projektionen verbinden kann. Der Ablauf der Wahrnehmung architektonischer Orte ganz allgemein ist mit Vorstellungen von Vergangenenem und Zukünftigem aufgeladen, er führt uns nicht nur gebaute Dinge, sondern theaterhafte Szenerien vor Augen, Phänomene der Raum-Zeit-Struktur.“ (Meisenheimer 2006: 33)

Ein weiteres gestisches Urphänomen ist das „**Trennen von innen und außen** (Grenzen ziehen)“ (Meisenheimer 2006: 25), welches ebenfalls mit den leiblichen Phänomenen der Intensität, der Richtung sowie der epikritischen und protopathischen Tendenz zusammen hängt. Als Beispiel gelten hier die Dualismen, die die Sphären diesseits und jenseits der Umfrie-

<sup>31</sup> „Offenbar ist die pathetische Aufrichtung ein Zeichen gegen den Tod, der als Fallen und Versinken in die Erde vorgestellt wird.“ (Meisenheimer 2006: 76)

<sup>32</sup> Wie wichtig das Spiel mit der Aufrichtung, mit der senkrechten Haltung – nicht nur bei Gebäuden, sondern vor allem bei Menschen – ist, zeigen zum einen die Sprichwörter, die Symbolsprache: „jemand ist aufrichtig!“ Oder in der Erziehung. „Sitz gerade!“, „Kopf hoch!“, „lass den Kopf nicht hängen“, „beuge vor Demut Dein Haupt!“, „ein Mensch ist geknickt“, die Rede vom buckligen Männlein (das man nicht ernst nehmen braucht, mit dem man aber Mitleid haben kann), da geht einer „wie geduckt“ etc. Zum anderen zeigt der Bereich der Körperarbeit (Sport, Tanz, Kunst, Theater), wie elementar es ist, Irritationen in der Vertikalen hervorzurufen und wieder auszugleichen (Meisenheimer 2006: 27). Auch die Kulturtempel jeder Epoche zeigen in ihren Bauwerken (Pyramiden, Tempel, Türme), dass die Geste der Aufrichtung wesentlich ist.

derung charakterisieren (siehe oben). Und letztlich stehen die „Gesten für **Enge und Weite** (Spannung erzeugen)“ (Meisenheimer 2006: 25) als grundsätzlich leibliche Tendenzen allen anderen Gesten vor.

Die Gestalten des Wohnens sind also an der Leiblichkeit orientiert und werden an ihr erfahren. Körpergesten (nach Meisenheimer) bzw. die Ökonomie der Leiblichkeit (nach Schmitz) beruhen auf dem **Rhythmus** der leiblichen Elementarempfindungen von Enge und Weite. Ob es nun die motorischen Bewegungen sind, die Menschen willkürlich bei verschiedenen Handlungen ausführen, ob es die unwillkürlichen Bewegungen des Organismus sind (Herzschlag, Peristaltik, Atmung, Wachen und Schlafen), rhythmisch ist das Leben in Bewegung. „Besonders bei den Körperöffnungen After, Scheide, Penis, Mund, Nase, Ohren und Augen wird die Anstrengung der Organe als eine Folge von Pressung und Weitung erlebt. Beim Anblick der Dehnung und Einschnürung architektonischer Räume kündigt sich die Empfindung von Enge/Weite bereits an, noch bevor angemessene Körperbewegungen ausgelöst werden.“ (Meisenheimer 2006: 46-47) Ausblicke und Durchblicke (Fenster, Türen, Bilder) geben Rhythmus durch „Wiederholung von Einschnürung und Ausweitung“ (Meisenheimer 2006: 80). In einer Wohnung ist es selbstverständlich, dass die Türdurchgänge schmal sind, dahinter die Zimmer sich weiten, der Ausblick aus dem Fenster noch mehr in die Weite führt und die Wand eine starre Begrenzung darstellt. „Was im Raum geschieht, geschieht auch im Körpergefühl (...)“ (Meisenheimer 2006: 80). „Der architektonische Raum mit seiner Enge und Weite ist eine Darstellung der elementaren Spannung, die die Gefühle unseres Leibes bestimmt.“ (Meisenheimer 2006: 42) Die „Erfahrung der ordnenden Mitte“ gehört zu den Topoi der **Intensität**. Mittelachsen erlauben das Selbsterkennen, die „Körpermitte als Ort des Ich“ (Meisenheimer 2006: 84-85). Ebenso die Schräge, die mit den leiblich-räumlichen Phänomenen spielt und jeden immer wieder erneut herausfordert, die eigene Position zu beziehen und zu erkennen. Hier vereinigen sich die gestischen Urphänomene des „Hier“ und „Dort“ sowie die „Trennung von Innen und Außen“. Aber nicht nur gegenständliche Mittel sind bedeutungsvoll bei der Schaffung von architektonischem Raum. Nichtgegenständliche Mittel, wovon vor allem Licht und Akustik zu nennen sind (Böhme 2006: 113), sind ebenso entscheidend für das leibliche (Sich-)Befinden. „Es hat sich gezeigt, dass gerade die akustischen Räume charakteristisch für die Atmosphäre (...) sein können, bzw. fundamental für das Heimatgefühl (...)“ (Böhme 2006: 120). Dazu gehört auch eine Art szenisches Denken als „Muster möglicher Bewegungen, die den Raum zur Sprache bringen“ (Meisenheimer 2006: 55). Dies ergibt sich aus einer bestimmten Mischung von thermischen, optischen, akustischen und olfaktorischen Qualitäten. Gemütlich ist z.B. eine milde Wärme und nicht eine fröstelnde Atmosphäre; auch weiches Licht, Halbdunkel, Kerzenschein trägt dazu bei, im Gegensatz zu kaltem, grellem Licht. Ebenso sind schrille, hohe Klänge, quietschende Reifen, grelle Farben, startende Flugzeuge, laute Eisenbahnen einer gemütlichen Stimmung abträglich, wohingegen sonore dunkle Geräusche eine gewisse Untermalung der Gemütlichkeit darstellen können. Auch der wohlige (eigene) „Mief“ trägt zur Gemütlichkeit bei, die durch stinkende, beißende Gerüche sofort zerstört werden kann. Gemütlichkeit braucht für seine Entstehung den Kontrast<sup>33</sup>. Dieser bezieht sich immer auf die Abschließung eines unwirtlichen abgründigen Draußen, zu dem die umfriedete Wohnung oder das umfriedete Wohnen einen Kontrast bildet.

---

<sup>33</sup> Z.B. das abendliche warme wohlig prasselnde Kaminfeuer, wenn es draußen regnet, stürmt und schneit. Man würde das Kaminfeuer wohl kaum wohlig-warm und gemütlich empfinden, würde der Kamin im Hochsommer bei Sonnenschein am Tag und 30 Grad Celsius entzündet (Schmitz 1995: 263 ff).



### 3.5 Zusammenfassung

Ziel von Architektur in der Postmoderne kann also nicht mehr nur die Gestaltung von Gebäuden, sondern muss die Gestaltung von Atmosphären im Raum sein (Böhme 2006: 174-175). Architektonische Orte sollen als Angebote an den Leib konzipiert werden (Meisenheimer 2006: 35). Insofern ist der architektonische Raum vom geometrischen Raum zu unterscheiden. Dieser meint den gebauten Raum, jener den Erlebnisraum, „der objektive und subjektive Strukturen gleichermaßen enthält.“ (Meisenheimer 2006: 11) Man kann ein Gebäude nicht als neutraler Beobachter betreten. Es ist immer schon eine affektive Disposition, eine Gestimmtheit vorhanden, die auch von verschiedenen atmosphärischen Charakteren (Böhme 1995) beeinflusst sein kann. „Vor dem Beginn von ausdrücklichem, begrifflichem Denken hat der Leib sich schon auf räumliche Empfindungen eingestellt.“ (Meisenheimer 2006: 18) So muss man es verstehen, dass zwei Menschen den gleichen Raum nicht identisch wahrnehmen und empfinden. „Der architektonische Raum ist ein Möglichkeitsraum meines Lebens, er ist auf die Dispositionen meines Leibes eingerichtet.“ (Meisenheimer 2006: 21) In diesem Sinne wird ein architektonischer Raum immer auch atmosphärisch erlebt (Meisenheimer 2006: 22).

Architektur schafft Wohnraum und somit spezifische Atmosphären. Der Gefühlsraum „ist der Raum, in dem sich die Gefühle als Atmosphären (...) ausbreiten“. (Schmitz 1998b: 358) Wohnen ist die Leistung der Menschen, den Gefühlsraum im Ortsraum auszudrücken. Zunächst verändert sich die Atmosphäre im Gefühlsraum, erst dann können ortsräumliche Veränderungen vorgenommen werden (Schmitz 1995: 259). Das ist z.B. die Grundlage für Entscheidungen von Paaren, zusammen oder auseinander zu ziehen. Vor diesem Hintergrund fallen auch die Entschlüsse, nach Jahren in der gleichen Wohnung und mit dem gleichen Mobiliar, grundlegende Renovierungsarbeiten durchzuführen und sich neu einzurichten. Erst wenn der Gefühlsraum verändert ist, zieht man ortsräumliche Konsequenzen und geht. Man *richtet sich* ein, wenn man eine neue Wohnung bezieht; daher will man bei einem Bauvorhaben mit dem Architekten alles genau besprechen. Die Stimmungslage eines Menschen ist äquivalent der Atmosphäre in seinen „vier Wänden“, in seiner Wohnung. Wohnen ist „ein Verfügen über Atmosphärisches, sofern ihm durch eine Umfriedung ein Spielraum gewährt wird.“ (Schmitz 1995: 258) Wohnen bedeutet also das Einsammeln, Zusammenfassen von Ergreifendem (Abgründigem), so dass man diesem nicht ausgeliefert ist (Schmitz 1995: 223). Erst mit der Umfriedung kann Gemütlichkeit<sup>34</sup> entstehen – eine spezifische Qualität, die in bewohnten Innenräumen Gestalt annimmt.

### 4. Altenheime: Kurzer geschichtlicher Überblick

„Wohnen (...) muss der Mensch lernen und üben, pflegen und kultivieren – andernfalls sinkt Wohnen ab zu einem Bewahren und Bewahrtwerden, dem jeglicher Lebensfunke fehlt“ (Loer 2003: 56). Die Dynamik des Lebens in unserer Gesellschaft erfordert einen ständigen Wechsel zwischen privaten und öffentlichen Räumen. Die Unterscheidung in *öffentliche und private Räume* ist historisch gesehen relativ neu und dadurch gekennzeichnet, dass sich in diesen Räumen das *soziale Verhalten* und die *sozialen Verhältnisse* unterschiedlich bzw. komplementär gestalten (Habermas 1987; Rössler 2001). Wie „normal“ das für uns ist, fällt erst auf, wenn dieses selbstverständliche Hin-und-her-Bewegen nicht mehr möglich ist, sei es durch Krankheit, Beeinträchtigung oder Behinderung. Dann kann man die Sphären nicht mehr ohne weiteres wechseln und die Privatsphäre, der Wohnraum, wird zum einzigen Be-

<sup>34</sup> Gemütlichkeit (von Gemüt) gilt als spießig, ist gleichzeitig aber etwas, was (fast) alle in ihren eigenen vier Wänden wollen. Deshalb will auch niemand in den Kunstwerken postmoderner Architektur wohnen, sondern es sich lieber gemütlich machen (vgl. Schmidt-Lauber 2003).

zugspunkt. Besonders prekär gestaltet sich das Verhältnis zum eigenen Raum im Fall einer eintretenden Pflegebedürftigkeit. In jedem Fall von Versorgungs- und Betreuungssituation – sei es, wenn die Pflegenden das Zimmer einer Bewohnerin in einem Altenheim betreten, sei es, wenn der Pflegedienst zu Hause in die Privatsphäre vordringt – findet eine Vermischung dieser beiden Ebenen statt. Wohnen wird damit (ganz oder zeitweise) halböffentlich, d.h. unterbrochen. Gerade Altenheime haben im Laufe der Geschichte diesbezüglich unterschiedliche Entwicklungen und Ausprägungen erfahren. Zunächst standen die Heime ganz allgemein unter der christlichen Maxime der Nächstenliebe, des Dienstes am Nächsten als Gottesdienst. Das Klientel war ursprünglich sehr gemischt, und erst im Laufe der Zeit hat sich eine Spezialisierung herausgebildet<sup>35</sup>. Für die Altenheime lassen sich seit dem zweiten Weltkrieg vier bis fünf Generationen differenzieren. Die *Heime der ersten Generation* (1945 – 1960) hatten, natürlich auch kriegsbedingt, den Charakter von Verwahranstalten für ältere Menschen. Besonders deutlich wird dies auch daran, dass z.B. leer stehende Kasernen zu Heimen umfunktioniert worden sind. Mehrbettzimmer für drei bis sechs Personen, keine Möglichkeit der Selbstmöblierung, wenig Gemeinschaftsräume, wenn überhaupt, dann nur ein geringes soziales Angebot, kein spezielles Pflegekonzept, sondern Pflege mit versorgender, substituierender Ausrichtung sind die allgemeinen Kennzeichen dieser „Wohnräume“ für ältere Menschen. Eine derartige Unterbringung erinnert an das Konzept der „totalen Institution“ (Goffman 1973). In diesen sozialen Zwittern – einerseits Wohn- und Lebensgemeinschaften, andererseits formale Organisationen – wird das Wohnkonzept auf Bewahren und Verwahren von Menschen reduziert. Die Bewohner werden zu Insassen.

*Die Heime der zweiten Generation* (1960 – 1970) haben das Krankenhaus zum Vorbild. Die älteren Menschen werden als chronisch Kranke behandelt. Die Langzeitpflege ist medizinisch-rehabilitativ ausgerichtet und je nach „Schweregrad“ werden die Bewohner in drei verschiedenen Bereichen untergebracht: das Wohnheim (abgeschlossene Wohnungen mit Dienstleistungsangebot), das Altenheim (Unterkunft, Verpflegung und pflegerische Versorgung) und das Pflegeheim (für pflegebedürftige bzw. bettlägerige Menschen).

Einen beginnenden Paradigmenwechsel kann man in den *Heimen der dritten Generation* (ab 1980) erkennen. Im Kontext der fortschreitenden gerontologischen Erkenntnisse verändert sich der Blick auf die Institutionen, die als lebendige soziale Räume gestaltet werden sollen, ebenso wie der Blick auf die älteren Menschen, die nun aktivierend gepflegt werden – manchmal sogar um jeden Preis. Aus dieser euphorischen Aufbruchstimmung entwickelt sich allmählich eine flexible Konzeption der fördernden Pflege oder Förderpflege. Der Anstalts- und Verwahrcharakter der Institutionen tritt zugunsten der Lebensweltorientierung in den Hintergrund – zumindest formal: Man spricht nunmehr von „Altenwohnheim, Altenheim, Altenpflegeheim, Seniorenzentrum, Senioren-Wohnstift, Senioren-Residenzen, betreutes Wohnen“ (BMFSFJ 2001: 140). Mehr Einzelzimmer, kleinere Betreuungseinheiten bzw. Wohnbereiche mit bis zu 15 Bewohnern oder Bezugspersonenpflege mit sechs bis acht Personen sowie das Wohngruppenkonzept werden in dieser Phase entwickelt und etablieren sich in der Praxis, wenn auch nicht flächendeckend (BMFSFJ 2001: 140).

In der *vierten Generation* (ab 1990) tritt der klassische Heimcharakter noch mehr zurück, „Wohnen im Alter“ wird zum Programm, z.B. im Konzept der Hausgemeinschaften. Damit wird die Weiterentwicklung aus den 1980er Jahren bezeichnet, die dazu führt, dass nun „Wohnen mit Pflege (Wohnpflege) geplant wird und nicht Pflege mit Wohnen (Pflegewohnen)“ (Kämmer 2000: 13). Seit neuestem spricht man von Heimen der *fünftten Generation*, die sich in ihren Bau- und Wohnkonzepten dem Ideal einer Dorfgemeinschaft verpflichtet fühlen.

---

<sup>35</sup> Z.B. Armenhäuser, Irrenanstalten, Leprosorien, Lazarette, Zuchthäuser etc. (vgl. Foucault 1976 & 1977; Jetter 1973 & 1977; Loer 2003; Witterstätter 2003).

Haben also anfänglich die Heime gar keine Wohnintention, so ist diese mittlerweile dominant. Wie sieht das aber genau aus, vor allem bei der älteren Bausubstanz? Kann man hier eine Atmosphäre des Wohnens schaffen und er-leben? Wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen Gefühlsraum und Ortsraum? Kann sich in den ortsräumlichen Gegebenheiten eine wohnliche, private Atmosphäre ausbreiten, so dass man sich im Heim tatsächlich heimisch fühlt?

## 5. Architektur, Scham und Beschämung

Die Definition von Schmitz Wohnen als „Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum“ (Schmitz 1995: 258), deutet an, dass die oben beschriebenen Räume (Ortsraum, Leibraum, Gefühlsraum) im Wohnen zusammen kommen und eine Synthese bilden. Die baulichen Vorschriften für ein Heim, an denen sich die Architekten zu orientieren haben, sind vielfältig: Brandschutz, Barrierefreiheit, Sicherheit (siehe oben). Die gesetzlichen Bestimmungen über Größenverhältnisse in Heimen legen ausschließlich den ortsräumlichen Raumbegriff zugrunde. Daher ähneln sich Altenheime rein äußerlich: Zunächst hat ein Heim einen öffentlichen Haupteingang (Nebeneingänge dienen dem Personal, den Zulieferdiensten etc.). Dieser Eingang führt in eine Eingangshalle, die als öffentlicher Raum unterschiedlich gestaltet ist und deren Intention Orientierung und Information ist. Meist ist hier ein Informationstresen oder eine Pförtnerloge integriert. Von der Eingangshalle führen viele Wege in unterschiedliche horizontale und vertikale Richtungen, die allesamt öffentliche Bereiche darstellen: Türen, Flure, Aufzüge, Treppenhäuser. Von dort aus gelangt man in unterschiedliche Etagen. Im Erdgeschoss und in den Untergeschossen befinden sich Funktionsabteilungen wie Küche, Wäscherei (soweit noch nicht „outgessourced“), Therapieräume etc. Im Erdgeschoss ist meist eine Cafeteria bzw. ein Bistro integriert, wohin die Bewohner mit ihrem Besuch gehen können, wenn sie ihre Zimmer verlassen. Auf den Bewohneretagen befinden sich neben den privaten Zimmern ebenfalls Funktionsräume wie das Pflegebad mit spezieller Badewanne und Lifter, Stationszimmer für das Personal, Aufenthaltsraum etc. Die Privatsphäre für einen Bewohner beginnt erst hinter seiner Zimmertür.

An die Bewohner werden durch diese beiden direkt nebeneinander bestehenden und ineinander verzahnten öffentlichen und privaten Sphären, die sich unter einem Dach zusammenfinden, besondere Anforderungen gestellt. Sie müssen in der Lage sein, immer und spontan zwischen diesen Sphären wechseln zu können, denn öffnet man seine Zimmertür, so steht man schon im öffentlichen Raum. Ebenso verhält es sich bei Bettlägerigkeit, wenn das Personal das „eigene“ Zimmer betreten kann, wann immer es dies für notwendig erachtet. „Alle (...) Gestalten der Pflege einer intensiv spürbaren, das Leben deutlich bestimmenden Atmosphäre häuslicher Geborgenheit sind Lösungen der Aufgabe, durch Kultur der Gefühle in der häuslichen Wohnung die von der Umfriedung eingeräumte Chance vertrauten und verfügenden Umgangs mit den abgründigen Erregungen zu nützen.“ (Schmitz 1995: 263) Dieses Zitat verdeutlicht die abverlangten Leistungen und macht gleichzeitig klar, dass das in einem Heim nicht immer möglich ist. Die abgründigen Erregungen sind leiblich-körperlich spürbar. Untersuchungen in Pflegeheimen aus den 1970er Jahren belegen, dass bereits die Atmosphäre, die allgemeinen Dispositionen in einem Heim, schon genügen, um Menschen demenz zu machen (Kitwood 2000: 74). Auch die Beobachtung, dass viele Menschen kurz nach dem Heimeinzug depressiv werden, lässt anschaulich werden, dass das Abgründige hier unbegrenzten Zugriff auf die Leiblichkeit hat – mit entsprechenden Folgen für das Personal, das eher falsche Schadensbegrenzung betreibt, da sein Altenpflegerisches Handeln darauf zielt, die leibliche Verfügbarkeit der Bewohner für die abgründigen Mächte herzustellen, an-

statt diese davor zu schützen<sup>36</sup>. Es besteht also ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen „architektonischem Ausdruck und Gefühlen des Leibes.“ (Meisenheimer 2006: 19)

Das Wohnen ist charakterisiert durch eine bestimmte „Intimität in einer häuslichen Wohnung“, die „mehrere Menschen als Klima oder Atmosphäre“ miteinander verbindet (Schmitz 1995: 258). Diese Intimität meint eben jene spezifische Vertrautheit, in der man sich gehen lassen kann, ohne das Gesicht zu verlieren. Derartige Wohnlichkeit teilt man manchmal mit sehr guten Freunden, aber niemals mit Jedermann. Wenn der Besuch, den man erwartet, nicht ein sehr vertrauter Mensch ist, richtet man sich und die Wohnung her: Man gestaltet eine andere Atmosphäre, die es ermöglicht, die Intimität, die dort sonst heimisch ist, zu verbergen. „Diese Charakteristik der Intimität als einer Atmosphäre gelingenden Wohnens lässt deren Zusammenhang mit dem Geschmack hervortreten, der (...) ein Vorgefühl der Scham ist, das dazu anleitet, diese in produktiver Meisterung (...) zu meiden.“ (Schmitz 1995: 259) Was hat Wohnen mit Scham zu tun? Jeder kennt sicherlich das peinliche Gefühl<sup>37</sup>, das einen überkommt, wenn unerwarteter Besuch auftaucht und die Wohnung völlig unaufgeräumt oder gar schmutzig ist. Ins Extrem kann sich dieses Gefühl bei Hausdurchsuchungen, Einbrüchen etc. steigern, wo fremde Menschen in die privatesten und intimsten Bereiche eindringen und Chaos veranstalten. Scham ist Rückschlag einer Initiative. „Scham entsteht, wenn eine Initiative, durch die ein Mensch aus dem Schneckenhaus unauffälliger Normalität heraustritt, sich als ungehörig erweist, indem sie in den Gegenstoß einer ergreifenden Macht, der der Betroffene schutzlos ausgeliefert ist, umschlägt; sie ist diese Macht.“ (Schmitz 1983: 38). Jeder weiß, was Scham ist und auch, dass Schamhaftigkeit davon zu unterscheiden ist in dem Sinne, dass sie dazu dient, eben Scham zu vermeiden. Sie ist von der Tendenz her passiv. Die Strategie, Scham durch Schamhaftigkeit zu vermeiden, führt zu bloßer Zurückhaltung (Schmitz 1983: 77) und in die Enge. Der Geschmack hingegen spielt mit dem, was zur Scham führen könnte, es ist eine „produktive Reaktion“, eine „Verarbeitung der Gefahr“ (Schmitz 1983: 77), also eher aktiv ausgerichtet und tendiert zur Weitung. Man sagt, ein Mensch habe einen guten Geschmack, er sei geschmackvoll gekleidet oder eingerichtet. Einen guten Geschmack zu zeigen oder zu beweisen bedeutet ein Wagnis: Man riskiert „(...) das Peinliche einer `Entgleisung` in Geschmacksfragen, d.h. die Beschämung“ (Schmitz 1983: 77). Eleganz und Geschmack sind Vermögen, die Beschämung zu vermeiden. So ist auch der Zusammenhang mit dem französischen Wort *Délicatesse* zu verstehen: Es bezeichnet eine Sensibilität und ein besonders entwickeltes Gefühl für Peinliches (Schmitz 1983: 76 ff). Scham hat also – durch Beschämung – die Macht, die „integrierende Atmosphäre einer Wohnung“ zu zerreißen, indem sie zu einer „Umgestaltung der Atmosphäre im Gefühlsraum“ führt (Schmitz 1995: 259). Eine Wohnung reicht nur soweit wie ihre Umfriedung. Überflutet die Scham die Umfriedung, dann bricht das Wohnen zusammen.

## 5.1 Über den Zusammenhang von Bewegung, Richtung und Scham

Wie vorne beschrieben, sind die ortsräumliche Richtung durch Umkehrbarkeit, die leibliche Richtung – ebenso wie die in öffentlichen Räumen – durch Unumkehrbarkeit charakterisiert. Die Qualitäten der Unumkehrbarkeit unterscheiden sich durch die Geschientheit der Bewegungsrichtungen im öffentlichen Raum. „Mit der Forcierung der unumkehrbaren leiblichen Richtung auf der Straße geht also ihre Verarmung und Fesselung zusammen. Dagegen schafft die ortsräumliche Gliederung der häuslichen Wohnung ein festes System, das der

<sup>36</sup> Das Personal selbst ist davon nicht betroffen, weil es an seinem Arbeitsplatz nicht wohnt. Kaum jemand kommt auf die Idee, an seinem Arbeitsplatz wohnen zu wollen.

<sup>37</sup> Zur Differenzierung von Scham, Verlegenheit und Peinlichkeit siehe genauer Blume 2003, Landweer 1999, Lietzmann 2007.

leiblichen Richtung die Ordnungsaufgabe abnimmt und sie in das Spiel freier Entfaltung entlässt.“ (Schmitz 2008: 36) In einem Heimzimmer, das als Ortsraum sehr begrenzten Platz zur Verfügung hat, sind gewöhnlich folgende Möbel zu finden: Bett, Schreibtisch oder Tisch, Stuhl, Sessel, Schrank oder Kommode. Mehr passt auch nicht auf 12 qm. Derart möbliert, in einem kleinen Raum, bleibt für den Menschen nicht viel Bewegungsfreiraum. Mit Bewegung ist gleichzeitig auch die Richtung verbunden, und beide beziehen sich sowohl auf die körperlich-motorische, als auch auf die leibliche Ebene des Gefühlsraumes. Wie oben dargelegt, ist für das Heimischsein die Umkehrbarkeit der Richtungen entscheidend. Diese Umkehrbarkeit bekommt in Einzimmerappartements oder in den Altenheimzimmern einen anderen Charakter. Aufgrund der ortsräumlichen Größe und Lokalisiertheit werden die Distanzen der Stätten spezieller Erledigungen so klein, dass die Bewegungsmöglichkeiten stark eingeschränkt sind. So besteht die Möglichkeit, dass hier die umkehrbaren Richtungen geschient werden. Der Bewegungsradius und die Bewegungsoptionen beschränken sich auf ein Minimum des Immergleichen, was sich in automatenhaften Bewegungen ausdrückt. Mit einer solchen Geschientheit ist aber das Verhältnis von umkehrbaren ortsräumlichen und unumkehrbaren leiblichen Richtungen fundamental gestört; die freie Entfaltung des Gefühlsraums stößt an enge Grenzen (wie z.B. der Autofahrer beim Autofahren; vgl. hierzu Schmitz 2008: 35 -36). Wird das Spiel der freien Entfaltung (auf Dauer) derart eingeschränkt, gerät die leibliche Ökonomie in Irritation, die sich als diffuse Unruhe äußert oder durch den Impuls des Weg! Es kommt dann zu „Ausbruchsversuchen“. Verhaltensforscher sprechen von „Übersprunghandlungen“, Psychologen auch von „Aggressionsausbrüchen“ oder sonstigen, der Situation unangemessenen Verhaltensweisen.

Ist das Verhältnis von Umkehrbarkeit und Unumkehrbarkeit ausgewogen, so kann der Mensch wohnen, sich entspannen, zu sich kommen und auch Initiative ergreifen – und somit seinen Alltag gestalten. „Die Hausfrau z.B., die in der Küche steht, greift bald von rechts, bald von links mit dieser oder jener Drehung nach würzenden Zusätzen zu der gerade auf dem Herd gewärmten Speise; sie hat die Wahl, sich zu beugen oder in die Knie zu gehen, um weiter unten etwas zu greifen, usw. Der Benützer eines Sessels oder Stuhles im Wohnzimmer kann seine Haltung variieren, straff sitzen oder sich räkeln, sogar `kipeln`. Dagegen ist nicht einmal vorstellbar, wie sich der Autolenker nach oben und untern bewegen sollte, ohne aus der Rolle zu fallen.“ (Schmitz 2008: 36). Initiative bezieht sich dabei grundsätzlich auf die Impulse, überhaupt am Leben teilzunehmen, sich darzustellen und sich auch zurück zu nehmen. Dominiert aber bei den Bewegungen die Schienung, gibt es kein Entkommen mehr. Die stark normierte Architektur der Altenheime, die geringe Quadratmeterzahl sowie die körperlichen Bewegungseinschränkungen durch das Altern lassen die umkehrbaren Richtungen fast nur noch als geschiente Bewegungsmuster zu. Damit wird aber das notwendig komplementäre Verhältnis von umkehrbaren und unumkehrbaren Richtungen verwandelt. Durch die Schienung verliert die Umkehrbarkeit ihren Charakter und wird leiblich spürbar zur Unumkehrbarkeit. Somit entfällt die Entlastung<sup>38</sup> durch den Ortsraum und die Möglichkeit des Spiels der freien Entfaltung und damit auch zur Initiative fällt weg. Da aber zum Leben Initiative gehört, droht somit permanent ein Rückschlag. „Scham ist das Erlebnis eines Scheiterns.“ (Blume 2003: 107)

So wird eine Atmosphäre des Ausgesetzt-Seins erzeugt, die letztlich in der Kleinheit der Zimmer ebenso begründet ist, wie in der Dichte und Übergangslosigkeit zwischen öffentlichen und privaten Räumen<sup>39</sup>. Meine These lautet daher: Die klassische Heimarchitektur be-

<sup>38</sup> Im öffentlichen Raum, in der freien Wildbahn (auch der Großstadt) ist man ständig auf der Hut, damit einem nichts geschieht.

<sup>39</sup> Dauerhaft kann kein Mensch auf der Hut sein. Das Spiel zwischen personaler Regression und personaler Emanzipation lebt von den beschriebenen komplementären Situationen.

günstigt Scham. Man möchte und kann nicht, fühlt sich ertappt, wenn man nicht schnell genug umschalten kann – so könnte man das beschämende Betroffensein beim Wohnen im Heim umschreiben. Selbst wenn man tagelang ungestört in seinem Zimmer verbringt, schwebt das potentielle Preisgegebensein an das Draußen wie ein Damoklesschwert über dem Bewohner und behindert die freie Entfaltung (der leiblichen Richtung). Sichtbarer und symbolischer Ausdruck dieses Sachverhaltes ist das Bett in einem Bewohnerzimmer. Es ist der zentrale Blickfang! Auch wenn es kein Pflegebett ist, das schon allein durch seine monströse Optik auffällt, sondern das eigene von zu Hause mitgebrachte, kann es wegen der Ausmaße nicht irgendwie „versteckt“ werden. Im Gegenteil: Es steht auf dem „Präsentierteller“ für jedermann sichtbar, der in das Zimmer kommt. Damit wird Intimität nicht nur zerstört, sie wird gar nicht erst zugelassen. So ist der Heimbewohner qua Architektur der Scham immer schon preisgegeben. Mögliche Initiativen stehen immer unter der Drohung, „veröffentlicht“ zu werden. Man darf sicherlich vermuten, dass die häufig zu beobachtende Apathie solcher schamhafter, d.h. beschämende Situationen meidender Handlungs lähmung entspringt. Wer der Initiativen beraubt ist, ist auch seiner Freiheit(en) beraubt. Eine Kultur der Gefühle im umfriedeten Raum ist nicht möglich. Der jetzt nur noch übrig bleibende Augenschluss ist eine eher passive, schamhafte Möglichkeit, die den Eindruck der Apathie noch verstärkt.

#### **Zusammenstellung: zentrale Merkmale von Scham und Heimarchitektur**

<b>Merkmale der Scham</b>	<b>Merkmale der Heimarchitektur</b>
Der Blick, das Angeblickt werden	Die Größe des Zimmers bedingt die Exponiertheit des Bettes; Pflegende (Fremde) haben jederzeit Zutritt
Bloßstellen in der Scham	Potentielles Ausgesetzt sein im (halb)öffentlichen Raum ist auf Dauer gestellt
Leibliche Passivität	Ausschließliche Funktionalität der Räume
Plötzlichkeit der Scham	Direktes Nebeneinander und ineinander Verzahnt-sein von öffentlichen und privaten Sphären ohne Übergänge (Potentialität des Plötzlichen); offene Türen (bei Bettlägerigen)
Zentripetalität des Bewegungsimpulses (Weg): Man möchte weg aus der Situation, ist aber wie fest gebannt, geengt	Potentielle jederzeitige Zutrittmöglichkeit des Personals; Tatsächlichen Rückzug gibt es nur noch als Engung (z.B. Augenschluss im Zimmer sitzend, ohne „Herein“ zu sagen, wenn es an der Türe klopft.); Bauvorschriften: Kleine Zimmer und dadurch Unterstützung des Engegefühls; Lange Flure, die ins Nichts führen (Rundlauf) bzw. gegen eine Wand. Da gibt es kein Entkommen und man ist immer irgendwie präsent(iert)

## 5.2 Auswege oder Fluchtwege? Der Scham-Wohn-Konflikt

Die mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen Raum und Mensch zeigen sich in verschiedenen Verhaltensweisen. Das Scham befördernde Potential der klassischen Heimarchitektur findet verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten bei den Bewohnern. Diese sind nicht nur als Alternativen zu verstehen, sondern können auch als Stufenmodell bzw. einander aufbauend und als sich gegenseitig verstärkend gedacht werden.

1. *Schamhaftigkeit* ist der Versuch, durch Passivität der Scham zu entkommen. Antriebslosigkeit, Gehorsam, Interessellosigkeit, Unsicherheit, Ängstlichkeit, Rückzug etc. spiegeln eine solche Strategie wider.

2. *Umlenkung* der Unumkehrbarkeit: Menschen sitzen stundenlang bewegungslos mit geschlossenen Augen da. Im Sessel sitzend, die Augen geschlossen haltend, ist ein fast alltägliches Bild in Altenheimen und auch bei Pflegebedürftigen zu Hause, wenn sie im Zuge der medizinisch notwendigen und pflegerisch gut gemeinten Mobilisation aus dem Bett in einen Sessel ans Fenster<sup>40</sup> gesetzt werden. Aber auch bei nicht pflegebedürftigen Heimbewohnern ist das starre, bewegungslose Dasitzen und Versunkensein zu beobachten. Statt hinaus zu sehen in die Weite der Landschaft/der Stadt, halten sie die Augen geschlossen. Die Blickrichtung, die sonst immer aus der Enge des Leibes in die Weite des Raumes führt, wird umgelenkt und nach „innen“ gerichtet. Das ist das „Schwelgen in Erinnerungen“ an „bessere Zeiten“ (wobei hier die „Zeiten“ auf eine andere Richtung verweisen, nämlich in die Weite außerhalb von mir). Oder es ist Ausdruck des Gefühls des Geborgenseins, der Gemütlichkeit, des einfach So-Dasein-Könnens. Die Unumkehrbarkeit der leiblichen Richtung wird hier nicht mehr körperlich ausgedrückt (expressiv), sondern als Erinnerungsderviat mobilisiert<sup>41</sup>.

3. *Anpassung* durch Mimesis: Man fügt sich in die durch die Ortsräumlichkeit geforderten geschienten Bewegungsmuster. So etwas kann man bei Menschen beobachten, die sich – unabhängig von spezifischen Krankheitsbildern – fast automatenhaft bewegen. Das Runde der Bewegungen geht verloren; sie wirken irgendwie verwirrend eckig, wo doch ihre Intention ist, nirgends anzuecken. Sie hangeln sich immer irgendwo entlang und werden häufig orientierungslos, besonders auffällig in großen (hohen) Räumen. Die Geste der Aufrichtung wirkt hier irritierend, da das Bild der Ruinen und Trümmer, der Niedergedrücktheit oder -geschlagenheit dominant geworden ist. Es gibt kein Vertrauen mehr – nicht einmal in sich selbst. Meist lassen sich solche Menschen widerstandslos führen, wohin auch immer. Sie scheinen von sich aus keinen Antrieb mehr zu haben.

4. *Warten*: In vielen Heimen kennt man das Phänomen des Wartens. Warten auf was? Auf Angehörige, die nur zu verabredeten Zeiten kommen, auf Spontanbesuche, die mehr oder weniger Illusion der Wartenden sind, darauf, dass etwas passiert, ohne sagen zu können, was denn passieren solle. Was ist Warten, wenn die Gerichtetheit doch unspezifisch ist? Es ist eine Qualität der Dauer. Dieses Warten „zerfleischt“ die Erfahrung und Erwartung, Vergangenheit und Zukunft und macht somit aus der Gegenwart einen zähen Zeitbrei, der lähmend wirkt und willenlos machen kann; zusammen mit dem engenden Phänomen der Angst und der Weite suchenden Unruhe können sich diese Dispositionen gegenseitig anstacheln und aufschaukeln: eine unruhige, nervöse Ruhe! Man kann nichts anderes mehr tun als zu warten – im Sitzen, Stehen oder Gehen. Auch kann man an nichts anderes Denken als an das Warten, wobei es kein Erwartetes mehr gibt, da die Intentionalität ungerichtet ist. Es ist

<sup>40</sup> Zur Spezifik des Fensterplatzes siehe Mäckler 2007.

<sup>41</sup> Wir haben an anderer Stelle Heimat als Verräumlichung der Zeit definiert (Uzarewicz/Uzarewicz 1998: 223 ff). Bei oben beschriebener Verhaltensweise könnte es sich um eine besondere Form der Verräumlichung der Zeit handeln: Weil das Heim keine Heimat bietet, gibt es sie nur noch in der Erinnerung!

ein anderes Warten als das Warten in einem Restaurant, wo man nach der Bestellung auf sein Essen wartet, vor der Bestellung auf den Kellner. Hier kann man leicht nachvollziehen, wie jemand ungehalten wird, sobald ein bestimmter Zeitraum überschritten wird und man „zu lange“ wartet. Diesem intentionalen Warten ist eine Grenze immanent, die quantitativ sehr verschieden sein kann (für einige sind 15 Minuten Wartezeit schon zuviel, andere werden erst nach 45 Minuten unruhig). Diese Grenze fehlt den Wartenden im Altenheim, sie ist abhanden gekommen. Auf was wartet man? Auf den kommenden Abend, auf die nächste Mahlzeit. Darauf braucht man eigentlich nicht zu warten, denn diese Dinge kommen automatisch, sie sind selbstverständlich. Macht es Sinn, auf etwas Selbstverständliches zu warten? Besonders dann, wenn es sich eigentlich um das Immergleiche handelt? Am Abend kommt das Zubettgehen, davor kommt das Abendessen. Selbst die Art der Küche ist immer die Gleiche – anders als bei Restaurantbesuchen, wo man wählen kann zwischen italienischer, indischer, arabischer Küche. Diese spezifische Art des Wartens verändert Menschen und erzeugt eine „trancehafte Unbetreffbarkeit“ (Welsch 1998: 14).

5. *Verweigerung* durch vielfältigste Widerstände: Als Reaktion auf die permanente Öffentlichkeit und Beschädigung der Intimität können neben den üblichen Formen der Aggressivität auch Formen des Exhibitionismus entstehen. Man stellt sich selbst zur Schau mit dem Versuch, den versunkenen Rest seines Selbst dadurch (wieder) *ent-decken* zu können. Das kann sehr unterschiedliche Gesichter haben: Sei es, dass Menschen schamlos werden und im Schlafanzug „halbnackt“ auf den Fluren entlang gehen; sei es, dass sich Bewohner bei Zusammenkünften z.B. im Speisesaal sehr extrovertiert verhalten und u.U. versuchen, Mitbewohner oder Personal sexuell zu belästigen<sup>42</sup>; sei es, dass sich Bewohnerinnen übertrieben stark schminken, entsprechend aufreizend kleiden und auf „Freiersuche“ gehen. Der Widerstand kann aber auch Formen eines „gesellschaftlichen“ Exhibitionismus<sup>43</sup> annehmen. Gröning (1998: 83 ff) beschreibt in einer Fallvignette, dass eine an Demenz erkrankte Frau dabei ertappt wird, wie sie ihren Kot mit den Worten „noch eine Frikadelle für den Herrn Jesus“ in eine Bibel streicht. Nun kann man sagen, das ist eine alte verwirrte Frau, nicht mehr ihrer Sinne mächtig. Oder man kann – wie bei Gröning geschehen – psychoanalytisch eine Libidoregression vermuten. Aus meiner Perspektive ist das „Punk“: Die Umkehrung aller ästhetischen Werte der bürgerlichen Gesellschaft. Die Bibel ist für uns ein heiliges Buch, ein Symbol für die Werte dieser Gesellschaft. Kot hingegen ist das Schmutzigste, was es in einer zivilisierten Welt gibt und verweist auf das Thema Macht und Machtlosigkeit (Canetti 2006). Insofern ist es nicht nur das Verhalten einer alten verwirrten Frau, sondern auch eine – zugegebenermaßen sehr krasse – Explikation des Verlustes der Kategorie Geschmack im Heim. Dieses Verhalten erinnert an die antiquierte Institution der Hofnarren, deren Aufgabe es gewesen ist, durch übertriebene Umkehrung die realen Sachverhalte darzustellen und so die Erkenntnis zu befördern – auch auf die Gefahr hin, heftigen Sanktionen ausgeliefert zu werden. Dabei handelt es sich um besonders *extrovertierte* Formen, erzwungener *Introversion* (Rückzug „in sich“ und „auf sich selbst“) zu begegnen, anders ausgedrückt: Die (durch die Heimarchitektur unterlaufene und behinderte) Initiative durch besonders aktive Exzentrik zurück zu gewinnen, indem aus beengender Situation das Weite gesucht wird. Solch „punkiges“ Verhalten führt zur Rückgewinnung der eigenen Handlungsinitiative, in dem sie nun die der Anderen lähmt.

<sup>42</sup> Symptome, die bei bestimmten Krankheitsbildern auftreten, sind hier nicht gemeint.

<sup>43</sup> Vielleicht liegt im modernen sozialen (sic!) Wohnungsbau, der durch seine rigide Standardisierung charakterisiert ist, auch eine Erklärung für den zunehmenden allgemeinen Exhibitionismus, den man in verschiedenen Talk-Shows beobachten kann: Die Menschen stellen sich in solchen Sendungen freiwillig vor laufenden Kameras und life selbst bloß, scheinen keine Ge-Heim-nisse, keine Intimität mehr zu kennen. Sie werden schamlos.



In neuerer Zeit gibt es in Deutschland einen Versuch, das Thema Geschmack in Altenheimen zu platzieren und die sonst übliche und bekannte gesellschaftliche Atmosphäre radikal zu ändern. Betritt man ein solches Heim, hat man den Eindruck, in ein klassisches Fünf-Sterne Hotel zu kommen. Erlesenes antikes Mobiliar, Bilder und Lüster, gedämpfte, vornehme Farben, angenehme Gerüche<sup>44</sup> und eine freundliche Empfangsdame lassen den hier üblichen Heimeindruck gar nicht aufkommen. Bei der Besichtigung von Halle, Fluren und Zimmern erlebt man eine so vornehme Atmosphäre, die geradezu dazu einlädt, die Contenance zu wahren. Wer würde hier auf die Idee kommen, am hellen Tage im Nachthemd über den Flur zu schlurfen? Derartige atmosphärische Veränderungen stoßen nun auf Irritationen und sogar auf Widerstand seitens der Pflegenden<sup>45</sup>. Dieses Heim hat die allgemein gesellschaftlich anerkannte (und erwartete?) Atmosphäre eines Altenheims negiert und einen Kontrapunkt gesetzt, indem bei der Gestaltung nicht das Kriterium der Funktionalität handlungsleitend gewesen ist, sondern das des „guten Geschmacks“. Geschmack als Vorgefühl der Scham lässt Initiative zu: Die Initiative, der oder die sein zu können, die man schon immer war; d.h. sich zunächst einrichten zu können und dann in der neuen Umgebung das Wohnen zu gestalten. Das stärkt das Selbstbewusstsein und das Selbstwertgefühl des personalen Subjekts, das nicht bloß zählbares Individuum als „Insasse“ ist. Das dürfte von unschätzbarem therapeutischen Wert für die Gesunderhaltung sein, oder da, wo die Gesundheit schon „angegriffen“ ist, zur ihrer Wiederherstellung maßgeblich beitragen.

## 6. Gestaltung des Wohnens in Institutionen

Die zentrale Frage, die sich nach den Ausführungen anschließt, ist nun, wie sich Atmosphären gestalten lassen, die Angebote an das Wohnen-können in Institutionen machen. In Anlehnung an die gestischen Urphänomene sowie an die leibliche Ökonomie werden hierzu abschließend ein paar grundsätzliche Überlegungen angestellt.

Rhythmus kann räumlich und zeitlich als Opposition von Monotonie verstanden werden. Mit Farben, Formen, Licht, Akustik, Anordnungen etc. können rhythmische Akzente gesetzt werden, um vitalisierende Angebote an die leibliche Ökonomie zu machen; so kann „Leben in die Bude“ kommen. Eine solche Akzentsetzung muss der leiblichen Hauptachse von Engung und Weitung sowie den gestischen Urphänomenen folgen, um erfolgreich zu sein. Damit kann die Leiblichkeit in der Gegenwart verankert werden. Von einer solchen räumlichen und zeitlichen Gegenwart aus wird es möglich, Vergangenheit (z.B. in Form von Erinnerung) und Zukunft (z.B. in Form von Erwartung) voneinander abzugrenzen und pointiert gegenüber zu stellen. Das fördert die Orientierung im gegenwärtigen Sich-befinden (vgl. die gestischen Urphänomene des „Hier! und Dort!“ sowie das „Trennen“).

Dabei darf man die Ambivalenzen nie unterschätzen. Eine Enge und Begrenzung (etwa durch die Kleinheit eines Zimmers) kann sowohl sympathischer Schutz, als auch bedrohlicher Kerker sein (Meisenheimer 2006: 42). Die Begrenzung provoziert Ausweitung, Dehnung, sei es durch Fenster, Türen oder Farben, die eine Illusion der Weite herstellen können, oder sei es die Anordnung von bestimmten Möbelstücken (Spiegel, Bilder), die zu einer

---

<sup>44</sup> Der Geruch ist meist prägend für Institutionen im Gesundheitsbereich: So wie jedes Krankenhaus seinen spezifischen Geruch hat, den man schon in der Eingangshalle wahrnimmt, hat auch jedes Altenheim seinen Geruch – meist keinen angenehmen. In diesem Fall ist das Fehlen von üblen Gerüchen tatsächlich auffällig – das konnte ich im Rahmen von Exkursionen bei den Teilnehmerinnen beobachten.

<sup>45</sup> Für das Personal bzw. die Pflegenden bedeutet das eine Irritation, denn es geht ums Ganze: In einem solchen Ambiente sind nicht mehr die Bewohner für die Pflegenden da, sondern umgekehrt, die Pflegenden für die Bewohner, was sich in einer grundlegend veränderten Haltung zum Arbeitsplatz manifestiert. Auch das muss erst noch gelernt werden.

Ausweitung des Gefühls im Raum beitragen und der Enge der vier Wände entgegen steuern können. Umgekehrt gilt genauso: Endlose Weite benötigt Begrenzung. Daher gibt es auch kein allgemeingültiges Rezept, wie das ideale Altenheim aussehen müsste, um die „richtigen“ Atmosphären zu erzeugen. Es ist schon ausreichend, wenn die Sensibilität geschult und „merkwürdiges Verhalten“ von Bewohnern nicht mehr ausschließlich unter einer medizinisch-pathologischen Perspektive gedeutet wird, sondern die hier aufgeführten Aspekte leiblicher Ökonomie und Gestimmtheit mitbedacht werden. Wie so etwas möglich sein könnte, soll abschließend an einigen Beispielen, die keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Vollständigkeit haben, verdeutlicht werden.

## 6.1 Der Flur

Ein Flur weist gewöhnlich ein disproportionalen Verhältnis von Länge zur Breite auf; sie sind oft lang und schmal und haben dadurch einen schlauchartigen Charakter. Beachtet man dazu die hiesige Brandschutzverordnung, so wird erklärbar, warum die Flure in öffentlichen Gebäuden kaum möbliert sind und kahl wirken. Bei einer nächtlichen Notbeleuchtung strahlen sie manchmal sogar etwas Unheimliches aus. Verändert man nun dieses Verhältnis von Länge und Breite um wenige Zentimeter in die Breite, so dass die Atmosphäre eines Vor-Raumes entsteht, werden leibliche Richtung und Rhythmus umgestimmt. Es kann ein Eindruck von Weite/Weiträumigkeit entstehen, so dass man nicht mehr unter dem Zwang steht, schnell durchlaufen zu müssen<sup>46</sup>. Ein Vor-Raum ähnelt einem Patio, der als neutrale Zone das Ankommen gewährt. Auch die Stelle vor der Zimmertüre kann als Übergangszone, als besonderes Territorium, rhythmisch gestaltet werden, indem die verschiedenen Bewegungssuggestionen der Bereiche berücksichtigt werden: Im ankommenden Innehalten steckt ein ganz anderer Bewegungsimpuls als im Flurverlauf, wo der Impuls des Hindurch dominant ist. Der Platz vor der eigenen Tür ist kein beliebiger Ort. Er ist so etwas wie der „Vorgarten“ eines Eigenheims. Dieser spezielle Vorplatz darf daher kein bloßer „Durchgang“ sein.

Asymmetrische Gestaltverläufe, Ausbuchtungen vor einer Zimmertür, Ausbuchtungen (am Flurende oder in Biegungen) für Sitzecken mit „gemütlichen Möbeln“ sind diesem Ansatz förderlich. Dem Brandschutz kann hier mit schwer entflammbar Materialien begegnet werden. Auch Fenster, die den Blick auf das Leben draußen freigeben, die die Möglichkeit bieten, etwas in Bewegung zu beobachten (sei es im Garten oder auf der Straße), setzen rhythmische Akzente. „Freier Blick ist Macht, versperrter Blick ist Ohnmacht.“ (Meisenheimer 2006: 81) Ebenso können mit Farben und Bildern, die das Spiel von Enge und Weite aufnehmen, die Eintönigkeiten unterbrochen werden. Die gestischen Urphänomene des Hier! und Dort! sowie der Trennung werden mit derartigen Rhythmen aktiviert.

## 6.2 Das Bewohnerzimmer

Ein Heim ist eine vorgefertigte Atmosphäre, in der alles zum Ausdruck kommt, was Gesellschaft vom Heim denkt und erwartet. Jeder „weiß“, dass Alter zu tun hat mit: schwach, grau, muffig, langsam, düster, öde, nahendem Tod, krank, allein, einsam. Was geschieht in dem Gefühlsraum eines Menschen, der in ein Altenheim zieht? Kann er seinen Gefühlsraum ebenso mitnehmen, wie er seine geliebten Möbelstücke transportiert? Man nimmt seine Möbel mit, zum einen als Erinnerung an das, was einmal war; zum andern aber auch, um aus der Vergangenheit Atmosphärisches in die Gegenwart zu retten. Dass es hierbei zu spürbaren „Ungereimtheiten“ kommt, liegt auf der Hand, denn die Rahmenbedingungen – im Wortsinn –

---

<sup>46</sup> Lange schmale Flure wirken wie Schläuche und haben oft eine Sogwirkung. Man kann hier nicht langsam durchschreiten.

sind völlig andere. So taucht der Mensch in die dominante Heimatmosphäre ein, die seine leibliche Gestimmtheit affiziert. Da ein Altenheimzimmer eher ein geometrischer als ein architektonischer Raum ist, fehlt es ihm an dieser zeitlichen Anknüpfungsmöglichkeit, die durch die Verwebung von Vergangenheit und Zukunft eine Gegenwart, ein Gegenwärtigsein überhaupt erst ermöglicht. Nur wenn es den Bewohnern gelingt, ihren Lebenswillen in dieser Gegenwart zu verankern, kann es zu „ihrem Zimmer“ werden. Auch hier ist die Orientierung an den gestischen Urphänomenen bedeutungsvoll. Durch Formgebung (z.B. bei Bildformaten) kann die Geste der Aufrichtung aktiviert werden; ebenso ist das Trennen von Innen und Außen für das heimisch werden zentral. Gerade im Falle von Bettlägerigkeit sind Möglichkeiten der Aufrichtung von entscheidender Bedeutung<sup>47</sup>. Denn beim Liegen wird die Senkrechte negiert mit folgenschweren Konsequenzen für die allgemeine Orientierung und Präsenz des Menschen. Betrachtet man das Bett eines Bettlägerigen, so fällt manchmal die Ähnlichkeit mit Trümmern und Ruinen auf<sup>48</sup>. Das Bett ist zerwühlt, die Bettdecke wirkt immer irgendwie „schmuddelig“. Das Personal versucht vergeblich diesen Eindruck zu verwischen, in dem es beim Betten machen<sup>49</sup> den Anschein einer Geometrie einzubauen versucht: Der Patient soll gerade im Bett liegen, die Bettdecke wird so um den Patienten drapiert, dass sie nicht irgendwo aus dem Bett hängt, sondern ebenfalls eine gerade Ausrichtung erfährt und das permanente Glattstreichen von Laken, Kissen und Decke ist die zentrale Geste, irgendwie doch noch eine Vertikale in die Horizontale zu imaginieren. Denn: „es gibt (...) die unsichtbare Vertikale, die dennoch wahrgenommen wird als eine Eigenschaft des architektonischen Raumes.“ (Meisenheimer 2006: 31)<sup>50</sup> Auch das Zurechtrücken von Gegenständen auf dem Nachtschränkchen oder überhaupt im Zimmer folgt diesem Impuls durch Geometrisierung Ordnung<sup>51</sup> zu schaffen. Dass man damit aber gerade den Gefühlsraum der Bewohner ver-rückt (macht), wird meist nicht mitbedacht. Derartig affektiv getroffen, reagieren dann auch die Bewohner mit Aggressivitäts- und Renitenzausbrüchen – ganz zum Unverständnis des Personals.

### 6.3 Die Tür

Die Unterscheidung von Haustür und Zimmertür wird bei einer Heimzimmertür obsolet. Diese Türen haben etwas ebenso Zwitterhaftes, wie das gesamte Heim selbst: Sie sind einerseits Zimmertür – eine unter vielen, andererseits sind sie Haustür, die jede Wohnung kennzeichnet und begrenzt. Sie sind zumeist vollständig blickdicht. Deren Gestaltung erweist sich insofern als problematisch, weil diese bereits zum öffentlichen Raum dadurch zählt, dass auch das Personal – im Notfall – diese Tür ohne das Zutun des Bewohners benutzen kann<sup>52</sup>. Wer die Kontrolle über die Türen, die Zugänge zu seinem Leben verliert, der verliert die Kontrolle

<sup>47</sup> Man könnte sogar soweit gehen zu sagen, dass Aufrichtung einher geht mit Aufrichtigkeit (das aufrichtige Heim!). Zur anthropologischen Bedeutung des Aufgerichtet-Seins siehe Blumenberg 2006.

<sup>48</sup> Aus eigener Erfahrung kenne ich die Redewendungen von Pflegenden, die sich anschicken, `das Bett zu machen`: „Hier sieht’s ja aus, als ob eine Bombe eingeschlagen hätte!“

<sup>49</sup> Betten machen ist Ordnung machen, Chaos beseitigen.

<sup>50</sup> „Das Leben in Autos und Flugzeugen, der ständige Wechsel von Sitzen, Gehen und Liegen, der Wirbel des Körpers im Stadtverkehr, alle diese Bewegungsabenteuer wären unerträglich, wäre der Bezug unseres Leibes zur Vertikalen nicht so zuverlässig.“ (Meisenheimer 2006: 32) Welche Konsequenzen das für Krankheiten bzw. Demenz hat, kann man nur erahnen (vgl. die Phänomene der absoluten Desorientierung in Raum und Zeit).

<sup>51</sup> Ordnung als spezifisches Verhältnis von Vertikalen und Horizontalen verstanden. Dass sich dieses Verhältnis bei bettlägerigen Menschen anders anfühlt, als bei solchen, die meistens aufgerichtet sind, ist der stillschweigende Hintergrund für derartige Missverständnisse.

<sup>52</sup> Die Dschagga (ein Volk in Ostafrika) bezeichnen das eigenmächtige Öffnen und Schließen der Tür mit einem Ausdruck der bedeutet: „eine umhegte Heimstätte zu einem öffentlichen Durchgang herabwürdigenden“ (zit. nach Schmitz 1995: 230).

über sein Leben. Umso dringlicher ist es, hier den Übergang von draußen nach drinnen eindeutig zu regeln und einen Zeit-Raum einzurichten, der Gelegenheit gibt, sich um- bzw. einzustimmen (siehe vorn), um nicht direkt im Zimmer und womöglich vor dem Bett zu stehen, wenn man die Tür öffnet. Die Außenseite der Türe selbst bietet entsprechenden Gestaltungsraum, ebenso wie der Boden vor der Tür. Wesentlich dabei ist, dass die Aufmerksamkeit darauf gelenkt wird, dass man nun von einer Sphäre in eine andere eintreten kann. (Aus der Perspektive der Flurgestaltung hätte ein solches Element auch rhythmische Qualitäten, die im Gesamtbild mit zu beachten wären).

#### 6.4 Utopie im Hier und Jetzt: Ein Modellprojekt

Der Umbau eines alten Hauses in Diesdorf (Sachsen-Anhalt) zu einem gerontopsychiatrischen Wohnbereich ist ein gutes Beispiel dafür, dass man trotz Bauvorschriften ausreichend Angebote an die leibliche Ökonomie gestalten kann, damit die an Demenz erkrankten Bewohner tatsächlich wohnen können. Alle Aspekte barrierefreien Bauens und Wohnens sind berücksichtigt. Handlungsleitende Idee bei der Gestaltung von Gebäude und Räumen war der Lebensweltbezug der Bewohner<sup>53</sup>. Das Haus wird als Dorf gesehen, der Flur wird zur Dorfstraße mit Geschäften, von der aus man auf den zentralen Marktplatz und in die Häuser (Zimmer) gelangt. Der Tagesverlauf wird mit einem innovativen Beleuchtungskonzept nachgestellt. Die Dorfstraße ist in Kopfsteinpflasteroptik gehalten; der Marktplatz grenzt sich von der Straße durch einen Fußboden mit Kieselsteinoptik ab und hat als typisches Signum einen Brunnen. Hier trifft man sich zu einem Gespräch, hängt seinen Gedanken nach, oder erledigt einfach seine Geschäfte. Die Zimmertüren sind durch Haustüren aus Massivholz ersetzt worden und schaffen somit Eindeutigkeiten (Orte setzen! Und Bereiche des Innen und Außen klar trennen). Die Wände stellen Fachwerkhäuser mit unterschiedlichen Fassaden dar (zum Zwecke der besseren Orientierung und Wiedererkennung). An der Straße gibt es natürlich auch Geschäfte (mit Markisen und Schaufenstern) – dessen Stände mit frischen Obst, Brötchen etc. gleichzeitig als Handläufe dienen – (Böckelmann 2009: 12-13). Dieses Projekt hat ein Als-ob-Prinzip zugrunde gelegt (Vaihinger 1981). In einer derartigen konzeptionellen Verrücktheit steckt das Spiel und gleichzeitig das Ernst nehmen mit Verrücktheiten. Durch eine solche konsequente Thematisierung<sup>54</sup> schafft man tatsächlichen Wohn- und Lebensraum, in dem sich Ortsraum und Leibraum in einem angemessenen Verhältnis konstituieren.

#### 7. Schlussgedanke

„Wie des Menschen Leib für die Herrschaft der Seele gebildet ist, und Nahrung ihn täglich erneuert, so setzt in Kleidung und Wohnung als näherer Hülle des Leibes oder umfassender Hülle des Lebens derselbe Ausdruck des Leibes sich fort, und es gilt hier dem Menschen das Würdige in ihm zur vollen Erscheinung zu bringen.“ (Wagner, Johann Jakob (1815): Der Staat. Würzburg. In: Schmitz 1995: 219)

Das Spezielle einer Altenheimatmosphäre ist das Verschwimmen und Verschwinden der Differenzen zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen Innen und Außen, zwischen Öffentlich und Privat. Dass diese Auflösung ehemals klarer Konturierungen typisch für den Lauf der (Lebens)Zeit ist, hat Linck (2001) in anderem Zusammenhang beschrieben. Im Alter ver-

<sup>53</sup> Somit stellt dieser Ansatz den Kerngedanken der Heime der fünften Generation vor: Leben in einer Dorfgemeinschaft.

<sup>54</sup> Dazu muss man natürlich bereit sein, vom politisch korrekten Sprechzwang abzusehen und den Begriffen auf den Grund zu gehen!

schwimmen so manche frühere scharfe Grenzen des Geschmacks, des Geruchs, des Hörens, des Sehens, der Einstellungen und Überzeugungen. Andererseits widerspricht dieses Verschwimmen aber den modernen Ansprüchen an die diesseitige Welt, die durch eine immer subtilere Ausdifferenzierung in Systeme, Subsysteme, Funktionsbereiche und Wertesphären gekennzeichnet ist<sup>55</sup>. Sind Altenheime – atmosphärisch betrachtet – also auch Zwitter zwischen dem Diesseits und dem Jenseits; oder einfach nur Relikte aus vergangenen Zeiten, organisatorische und architektonische Fossilien für menschliche „Fossilien“? Wenn Altenheime keine Orte des Lebens-*Abschnitts* sein sollen, sondern Wohn-Orte, muss genau diese Zwitterhaftigkeit der Institution gestalterisch fokussiert werden. Es geht um nichts Geringeres als um die *Synchronisierung von Ortsraum und Leibraum*. Dann kann aus einer Institution ein Heim im Sinne eines neuen Zuhauses werden. Das stellt aber wiederum andere Anforderungen an Pflegekonzepte und Organisation, die sich an dem gleichen Prinzip (z.B. Dorfgemeinschaft) auszurichten hätten. In jedem Fall bieten die Konzepte der gestischen Urphänomene und der leiblichen Ökonomie hierbei wertvolle Anregungen.

Ich habe das Thema von der Perspektive der Bewohner und des Wohnens aus beleuchtet. Was Wohnen bedeutet, ist an den Begriffen, Umfriedung, Intimität, Geschmack sowie den hierfür notwendigen Richtungen und Bewegungsabläufen deutlich gemacht worden. Anders verhält es sich mit **Arbeitsräumen**, die den anderen Aspekt der Heimräume darstellen. „In Arbeitsräumen muss der Bewegungsraum nicht mehr für spontanes Leben, sondern für kontrollierte Leistungen geeignet sein. Die Architekturformen werden schnell zu Uniformen, die allgemein bekannt, wohl geordnet und restlos zweckmäßig sind.“ (Meisenheimer 2006: 105). Insofern – so kann man knapp konstatieren – sind die Altenheime üblicherweise als Arbeitsräume gebaut. Für jeden Menschen stellt es eine Zumutung dar, sollte er in Arbeitsräumen wohnen müssen. Warum mutet man das gerade einer solchen Bevölkerungsgruppe zu, die ihr Arbeitsleben hinter sich hat?

## Literatur

- Abt-Zegelin, Angelika (2004): Bettlägerigkeit. Alltagsbegriff und unbekanntes Terrain. In: Schnell, Martin W. (Hg.): Leib. Körper. Maschine. Interdisziplinäre Studien über den bedürftigen Menschen. Düsseldorf, Verlag Bundesverband f. Körper- u. Mehrfachbehinderte: 193-218
- Bergmann, Werner (1981): Die Zeitstrukturen sozialer Systeme. Eine systemtheoretische Analyse. Berlin, Dunker & Humblot
- Blume, Anna (2003): Scham und Selbstbewusstsein. Zur Phänomenologie konkreter Subjektivität bei Hermann Schmitz. Freiburg, Karl Alber Verlag
- Blumenberg, Hans (2006): Beschreibung des Menschen. Frankfurt/Main, suhrkamp
- BMFSFJ (Hg.) (2001): Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation. Bonn
- BMFSFJ (2006): Hilfe- und Pflegebedürftige in Alteneinrichtungen 2005. Schnellbericht zur Repräsentativerhebung im Forschungsprojekt „Möglichkeiten und Grenzen selbständiger Lebensführung in Einrichtungen“ (MuG IV). Von: TNS Infratest Sozialforschung, München; in Verbindung mit TNS Healthcare, München. Ulrich Schneekloth. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Download: <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/hilfe-und-pflegebeduerftige-in-alteneinrichtungen,property=pdf,bereich=,sprache=de,rwb=true.pdf> (16.9.2007)
- Böckleemann, Thomas (2009): „Ich geh´ heut´ die Brötchen holen“. Die Demenzstation „Am Kloostergarten“ in Diesdorf. In: medAmbiente care, 12. Jg., Heft 1: 12-13

<sup>55</sup> Dies bekunden die unterschiedlichsten Disziplinen auf vielfältige Weisen: siehe die klassischen soziologischen Theorien der funktionalen Differenzierung (Parsons, Luhmann); siehe die gestischen Urphänomene (Meisenheimer); siehe die Ökonomie der Leiblichkeit (Schmitz).

- Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Böhme, Gernot (2006): Architektur und Atmosphären. München, Wilhelm Fink Verlag
- Canetti, Elias (2006): Masse und Macht. Frankfurt/Main, Fischer
- Flusser, Vilém (1993): Das Bett. In Dinge und Undinge. Phänomenologische Skizzen. München, Carl Hanser
- Foucault, Michele (1976): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt/Main, Ullstein
- Foucault, Michele (1977): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Gennep, Arnold van (1986): Übergangsriten. Les rites de Passage. Frankfurt/Main, Campus
- Goffman, Erving (1973): Asyl. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Grimmsches Wörterbuch. Online Version unter: <http://germazope.univ-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001>
- Gröning, Katharina (1998): Entweihung und Scham. Frankfurt/Main, Mabuse
- Habermas, Jürgen (1987): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied, Luchterhand
- Hauskeller, Michael (1995): Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin, Akademie Verlag
- Heimgesetz: Gesetzestexte im Internet unter: <http://www.gesetze-im-internet.de/heimmindbauv/BJNR001890978.html#BJNR001890978BJNG000500327>
- Heimtiergesetz: [http://www.maulkorbzwang.de/Briefe/vdh/heimtiergesetz\\_50602.htm](http://www.maulkorbzwang.de/Briefe/vdh/heimtiergesetz_50602.htm)
- Inhester, Otto (2004): Haltung bewahren. Der aufrechte Gang als „Bewegungsübungen“ zur Pflege einer pflegerischen Berufshaltung. In: Schnell, Martin (Hg.): Leib. Körper. Maschine. Interdisziplinäre Studien über den bedürftigen Menschen. Düsseldorf, Verlag Bundesverband f. Körper- u. Mehrfachbehinderte: 157-191
- Jansen, Birgit (1997): Lebensweltorientierung und Häuslichkeit. In: Braun, U./ R. Schmidt (Hg.): Entwicklung einer lebensweltlichen Pflegekultur. Regensburg, Transfer Verlag: 77-96
- Jetter, Dieter (1973): Grundzüge der Hospitalgeschichte. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Jetter, Dieter (1977): Grundzüge der Krankenhausgeschichte. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Jordan, Harald (2004): Die Kraft des Übergangs. Die energetische Wirkung von Tür und Schwelle. Baden und München, AT Verlag
- Kämmer, Karla (2000): Alteneinrichtungen: Aufträge und Ziele. In: Kämmer K./ B. Schröder (Hg.): Pflegemanagement in Alteneinrichtungen. Hannover, Schlütersche: 12-13
- Kitwood, Tom (2000): Demenz. Der personenzentrierte Ansatz im Umgang mit verwirrten Menschen. Bern, Hans Huber
- Landweer, Hilge (1999): Scham und Macht. Phänomenologische Untersuchungen zur Sozialität eines Gefühls. Tübingen, Mohr Siebeck
- Lietzmann, Anja (2007): Theorie der Scham. Eine anthropologische Perspektive auf ein menschliches Charakteristikum. Hamburg, Verlag Dr. Kovac.
- Linck, Gudula (2001): Yin und Yang. Die Suchen nach Ganzheit im chinesischen Denken. München, Beck'sche Reihe
- Loer, Helga (2003): Wohnbedürfnisse und Wohnformen. In: Hedderich Ingeborg/ Helga Loer (Hg.): Körperbehinderte Menschen im Alter. Lebenswelt und Lebensweg. Bad Heilbrunn, Julius Klinkhardt: 55-77
- Mäckler, Christof (2007): Architekturkolumne. Der Fensterplatz. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken. 61. Jg., Heft 11, Nr. 702: 1056-1060
- Meisenheimer, Wolfgang (2006): Das Denken des Leibes und der architektonische Raum. Köln, Walther König Verlag
- Mühlmann, Wilhelm (1985): Studien zur Ethnogenese. Opladen, Wissenschaftliche Buchgesellschaft

- Rössler, Beate (2001): Der Wert des Privaten. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Schmidt-Lauber, Brigitta (2003): Gemütlichkeit: Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt/Main, Campus Verlag
- Schmitz, Hermann (1983): System der Philosophie. Band 3, Teil 3: Der Rechtsraum. Bonn, Bouvier Verlag
- Schmitz, Hermann (1995): System der Philosophie. Band 3, Teil 4: Der Raum – Das Göttliche und der Raum. Bonn, Bouvier Verlag
- Schmitz, Hermann (1997): Höhlengänge. Über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. Berlin, Akademie Verlag
- Schmitz, Hermann (1998): Der Leib, der Raum und die Gefühle: Stuttgart, ed. tertium
- Schmitz, Hermann (1998a): System der Philosophie. Band I: Die Gegenwart. Bonn, Bouvier Verlag
- Schmitz, Hermann (1998b): System der Philosophie. Band 3, Teil 2: Der Gefühlsraum. Bonn, Bouvier Verlag
- Schmitz, Hermann (1998c): System der Philosophie. Band 3, Teil 1: Der leibliche Raum. Bonn, Bouvier Verlag
- Schmitz, Hermann (2008): Heimisch sein. In: Hasse, Jürgen (Hg.): Die Stadt als Wohnraum. Freiburg, Karl Alber Verlag
- Seeberger, Bernd (2005): Das Altenheim als Sterbehaus? Eine ethische Standortbestimmung der Altenpflege. Vortrag Tutzing (Institut für Gerontologie und Ethik) download: <http://www.i-ge.de/res/misc/IGE%20-%20Alterswissenschaften.pdf> (16.9.2007)
- Simmel, Georg (1992): Exkurs über den Fremden. In: ders. (Hg.): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Sloterdijk, Peter (2004): Sphären. Bd. III, Schäume. Frankfurt/Main, suhrkamp
- Turner, Viktor (1992): Prozess, System, Symbol. Eine neue anthropologische Synthese. In: Habermas, Rebekka/ Nils Minkmar (Hg.): Das Schwein des Häuptlings. Beiträge zur historischen Anthropologie. Berlin: 130-146
- Uzarewicz, Charlotte (2006): Wohn-, Betreuungs- und Pflegeangebote für Menschen höherer Lebensalter. In: Dibelius, Olivia/ Charlotte Uzarewicz: Pflege von Menschen höherer Lebensalter. Stuttgart, Kohlhammer Verlag: 49-73
- Uzarewicz, Charlotte/ Michael Uzarewicz (1998): Kollektive Identität und Tod. Zur Bedeutung ethnischer und nationaler Konstruktionen. Frankfurt/Main, Peter Lang
- Uzarewicz, Charlotte/ Michael Uzarewicz (2005): Das Weite suchen. Einführung in eine phänomenologische Anthropologie für Pflege. Stuttgart, Lucius + Lucius Verlag
- Uzarewicz, Charlotte/ Michael Uzarewicz (2006): Anthropologische Grundlagen und Menschenbilder in der Intensivpflege. In: Friesacher, Heiner/ Gerhard Meyer/ Klaus-Dieter Neander (Hg.): Handbuch Intensivpflege. Ein Lehr- und Handbuch für Mitarbeiter auf Intensivstationen. 21 Ergänzungslieferung, 11, II-1.3: 1-15. Landsberg, Ecomed (download: <http://www.gnp-online.de/Pflegewissenschaft.56.0.html>)
- Vaihinger, Hans (Hg.) (1981): Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Leipzig, Felix Meiner
- Welsch, Wolfgang (1998): Ästhetisches Denken. Stuttgart, Reclam jun.
- Werhahn, Hans (2007): Die Stadt als Wohnraum. Redemanuskript anlässlich der Tagung „Die Stadt als Wohnraum“. Initiiert von der Gesellschaft für neue Phänomenologie. Hamburg
- Witterstätter, Kurt (2003): Soziologie für die Altenarbeit – Soziale Gerontologie. Freiburg i.Br., Lambertus

-----